

sie »nicht über die Massen preisen«. »Wir denken auch einmal die Alten zu werden.«

Eine weitere Ursache ist der Neid gegen die Zeitgenossen. [»Wenn einer die Neueren nicht übertreffen kann, so . . . rühmt er immer die Alten.« Die Toten beneidet man nicht mehr. »Kein Wissen bläht mehr auf, als das philosophische (= philologische) Wissen . . . was man Polyhistorie nennt, welches stattfindet, wenn man eine Allgemeinheit in Ansehung der Kenntnisse der Alten hat, ob diese gleich nicht hinreichend, sondern historisch ist. Diese Litterati finden das alles gleich in den Alten und gestatten es gar nicht, dass das Neuere sollten gefunden haben. Als die Magnetnadel erfunden war, fand man gleich ein Wort im Terenz, das sie schon anzeigte. Das Weltsystem des Copernicus sollte schon Philolaus gehabt haben. Die Philosophie schlägt den ganzen Stolz darnieder, und bringt wohl eine Misologie dagegen zuwege, was Wissenschaft ist, denn sie entdeckt so sehr den Abgrund unserer Unwissenheit, dass wir uns hüten, weiter auf dem Wege fortzugehen. Aber alle Philologie kann unsern Verstand nicht um einen Grad erweitern, sondern sie macht nur, dass wir die Verbindung und die Kenntnis des Zusammenhangs unserer Erkenntnis mit den Alten nicht verlieren.«

Das Vorurteil der Neuigkeit . . . erzeugt viel Eitelkeit, sowie das Vorurteil des Altertums viel Pedanterie erzeugt.]

**Anthropologie von Herrn Prof. Kant, nachgeschrieben von Ch. F. Puttlich (1784).**

Über das nähere Verhältnis der Puttlich'schen Nachschrift und der Starke'schen »Menschenkunde«, insbesondere über die Frage, ob »Puttlich« die direkte Quelle von »Starke« sei, können wir nichts Bestimmtes sagen. Starke hat die überaus häufigen Fremdwörter des Kant'schen Vortrages durch deutsche Worte ersetzt. Sonst sind uns bei unseren mehrfachen Stichproben keine wesentlichen Abweichungen aufgefallen.

Zur Frage der Datierung ist nachzutragen, dass bereits Dieterichs (Kant'sche Philosophie, II, p. 99) die »Menschenkunde« ca. 1780 (jedenfalls nach Lessings Nathan) ansetzt.

P. Menzer hat neuerdings (in den Kantstudien III, p. 68) und anscheinend ohne Kenntnis von »Puttlich« zu haben, Starkes

»Menschenkunde« gleichfalls auf das Jahr 1784 datiert. Seine Gründe für die Datierung erscheinen uns jedoch ungenügend. Aus dem Satze: »Die Franzosen loben Buffon, weil er so rasch im Urteilen ist«, kann man nicht mit Bestimmtheit schliessen, dass die Vorlesung vor dem Todesjahr Buffons 1788 gehalten wurde, es sei denn, dass sich, was wir bezweifeln, die Bemerkung auf mündliche Ausserungen Buffons bezieht. Die Parallelstelle in der Anthropologie (1798) § 53 giebt darüber auch keinen Aufschluss. Dass eine Stelle der »Menschenkunde« sich wörtlich in Kants Aufsatz »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, vom Jahre 1784, findet, ist gleichfalls nicht entscheidend, da wörtliche Übereinstimmungen mehrfach bei einzelnen Stellen aus Vorlesungen selbst aus verschiedenen Jahrzehnten nachzuweisen sind.

Bezüglich der Discrepanz zwischen der durch die Puttlich'sche Nachschrift begründeten Datierung auf 1787 und dem Umstande, dass in dieser Nachschrift auf ein 1793 erschienenes Werk von Nelli Bezug genommen wird, sind wir nunmehr in den Stand gesetzt, eine weitere Vermutung zu wagen. In Herders »Lebensbild« finden sich mehrere Briefe an die Wittve Herders von einem Pfarrer Puttlich, in Herzogenwalde, Ostpreussen. Eine Nachfrage bei dem jetzigen Pfarrer, Herrn Waiz, die derselbe bereitwilligst und in ausführlicher Weise zu beantworten die Güte hatte, ergab folgendes Resultat: Christian Friedrich Puttlich, seit 1803 Pfarrer in Herzogenwalde, 1763 zu Mohrunen geboren, bezog 1782 die Universität Königsberg. 1787 ging er als Erzieher nach Gross-Klingbeck bei Brandenburg in Ostpreussen und kehrte im Jahre 1795 als Erzieher des einzigen Sohnes des Generals v. F. nach Königsberg zurück. Dieser Puttlich ist höchst wahrscheinlich mit demjenigen der Nachschrift identisch. Unsere Vermutung ist nun die, dass er 1784 Kants Anthropologie hörte und nachschrieb, dass er 1795 sich zur Ergänzung ein nach 1793 nachgeschriebenes Heft lieh, aus diesem einige Bemerkungen, u. A. die über Nelli nachtrug, das Ganze dann in sauberer Reinschrift copierte und dem Hefte die Bezeichnung der ursprünglichen Nachschrift: »Nachgeschrieben im Dezember des 1784sten Jahres« und »geendigt im Monat März des 1785sten Jahres« beifügte. Dass man es überhaupt mit dem Worte »nachgeschrieben« nicht so genau nahm, geht aus mehreren Fällen hervor, u. A. aus dem v. Blom-

berg'schen Hefte, welches, angeblich von Blomberg selbst nachgeschrieben, aus der Zeit nach 1770 stammt, während Blomberg die Universität 1764 verlassen hatte. Möglicherweise ist die Entstehung des Blomberg'schen Heftes der des Puttlich'schen ähnlich, und hat der ursprüngliche Nachschreiber für die schliessliche Redaktion spätere Anzeichnungen benutzt.

Da die »Menschenkunde« sehr selten und sogar manchen Fachleuten nicht bekannt geworden zu sein scheint, so dürften sich ausführliche Auszüge auch aus dieser Vorlesung hier empfehlen <sup>1)</sup>. Wir folgen dem Text der Starke'schen Redaktion. Nachdem Kant daselbst u. A. vom Dichtungsvermögen, vom Traume vom Phantasten, von der Ahnung gehandelt hat, heisst es vom Kopfe: »Kopf bedeutet den Inbegriff aller Talente, welche zur Erklärungskraft (= Erkenntniskraft) gehören. Herz hingegen besteht im Inbegriffe aller Triebfedern, die den Willen bewegen, und der Grund alles Thuns und Lassens sind. Das Wort Ingeniös kann man nicht Genie nennen, weil dieses noch eine nähere Bedeutung hat. Es giebt eine grosse Verschiedenheit von Köpfen, obgleich die Zuthaten, woraus sie zusammengesetzt sind, dieselben sind.«

Die Verschiedenheit der Köpfe rührt von der Verschiedenheit des Verhältnisses (der Proportion) in den Talenten her. Es ist mit den Physiognomien wie mit den Talenten. Bei der Erziehung sollte man darauf sehen, dass man alle Talente verhältnismässig entwickelte. »Mancher Mensch ist ein Narr, nicht weil er keine Urteilkraft hat, sondern weil er für das Verhältnis seines faden Witzes und seiner zügellosen Einbildungskraft keine zureichende Urteilkraft hat, um diese ausschweifende Gabe von

---

1) Wir wollen bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen, dass doch Kants Anthropologie auch in der Form dieser Vorlesungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden möchte. Eine Redaktion derselben auf Grund der Hefte von Nicolai, Brauer und Puttlich müsste ein Buch des deutschen Volkes werden und würde etwas dazu beitragen, ihm seinen grossen Sohn menschlich näher zu bringen. Vielleicht bietet sich im Anschluss an die Berliner Akademieausgabe dazu eine gute Gelegenheit. Die »Anthropologie« ist zwar bei Reklam erschienen. Sie ist aber z. T. zu knapp gehalten, z. T. zu sehr ein Produkt von Kants Greisenalter, um mit den Vorlesungen aus der reifsten Zeit verglichen werden zu können.

Witz zu mässigen. Es fehlt ihm nicht an Urteilkraft, nur im Verhältnis der Fruchtbarkeit seines Witzes sollte er mehr Urteilkraft haben; . . . wenn wir etwa das Gedächtnis zu reichlich versorgen und den Verstand dabei verabsäumen, so kann nichts Unerträglicheres sein.« »Der Kopf ist voll von Kenntnissen . . . er gleicht einer alten Rüstkammer, wo alles unter einander liegt . . . dergleichen sind die Philologen und Litterati, jene grossen Bücherkenner, die sich historisch durch alle Wissenschaften durchgearbeitet haben, ohne dass die Vernunft ihnen gesagt hätte, wozu dieses alles gebraucht werden soll . . . das Verhältnis der Ausbildung der Talente genau zu wissen, ist sehr schwer, und wir müssen dabei fast alles auf den Zufall ankommen lassen.»

Es folgt dann p. 233 bis 241 das Kapitel »vom Genie«:

»Dieses Wort wird sehr gemissbraucht und hat Veranlassung zu Untersuchungen gegeben, die sehr vergeblich sind <sup>1)</sup>, und durch die man es ganz genau zu entziffern gesucht hat, was man damit meint. Gerard, ein Engländer, hat vom Genie geschrieben, und darüber die besten Betrachtungen angestellt <sup>2)</sup>, obgleich die Sache sonst auch bei andern Schriftstellern vorkommt.« <sup>3)</sup> Genie ist Originalität des Talenten, kommt von Genius und bedeutet den

1) So heisst es auch bei Sulzer, Theorie, Art. Genie: Es steht sehr dahin, ob die Philosophie jemals die eigentlichen Ursachen entdecken werde, die das Genie hervorbringen.

2) Der geneigte Leser wird sich leicht die Befriedigung vorstellen, mit der der Verfasser zuerst diesen Satz in der »Menschenkunde« las. Er enthielt für ihn gewissermassen aus Kants Munde selbst die Bestätigung dessen, was auf Grund eines vergleichenden Studiums der sämtlichen zeitgenössischen Abhandlungen über den Gegenstand von den Beziehungen von Kants und Gerards Genielehre aus der auffallenden Übereinstimmung der Lehre der »Urteilkraft« mit dem Essay on Genius als wahrscheinlich vermutet werden durfte. Auch p. 107 erwähnt Kant Gerard als Gewährsmann: »Gerard, ein Engländer, sagt, die grösste Eigenschaft des Genies sei die produktive Einbildungskraft«.

3) U. A. wäre hier zu erwähnen: Bouhours, Rapin, Fontenelle, Perrault, Sir W. Temple, Shaftesbury, Addison, Dubos, Trublet, Condillac, Louis Racine, Baumgarten, Meier, Hurd, Trescho, d'Alembert, Diderot, Sulzer, Helvétius, Young, Resewitz, Hamann, J. G. Zimmermann, Abbt, Lessing, Mendelssohn, Flögel, Gerstenberg, Duff, Lindner, Herder, Garve, J. Ad. Schlegel, Voltaire, Platner, Gerard, Lenz, Eberhard, Lavater, M. Engel,

eigentümlichen Geist, der den Menschen begleitet und regiert. Man kann das Genie also einen eigentümlichen Geist nennen. »Die Franzosen können das Wort Geist nicht gebrauchen, weil bei ihnen esprit so viel als Witz bedeutet; der Witz aber ist beim Genie nicht das Vorzüglichste«. 1) Das vorzügliche Talent ist noch nicht Genie; »es muss eine ursprüngliche Originalität da sein«. Original heisst 1) negativ, das was nicht nachgeahmt, 2) positiv, was nachahmungswürdig ist 2), . . . . . Es giebt auch originale Narrheit 3) . . . . . Der Nachahmungsgeist ist das Gegenteil des Genies; »denn Genie kommt von *gignere* her 4), es müssen also die Erzeugnisse schon angeboren, und unsere Natur gleichsam eigentümlich sein.« Der Mensch hat Genie heisst: solche Erzeugnisse würde Niemand durch Erlernung hervorbringen. Erlernung ist Nachahmung und setzt keine Vorzüge der Geburt, sondern nur Fleiss voraus. »Durch Fleiss muss man den Mangel ersetzen, wenn die Natur uns stiefmütterlich versorgt hat.« Das Genie muss von Natur aus dem Menschen entspringen: z. B. witzig zu sein kann kein Mensch erlernen. Das Nachsprechen verdirbt den Witz. In dieser Originalität und Unabhängigkeit von allen Mustern wird Freiheit vom Zwange der Regel erfordert; der

J. Ch. König. Wenn Kant auch nicht jeden einzelnen von diesen Autoritäten consultiert hat, so ist doch anzunehmen, dass die von ihnen ausgehenden z. T. weitreichenden Einflüsse bis zu ihm durchgedrungen sind.

1) So heisst es an anderer Stelle (p. 127): »Der Witz geht auf die Bräthe, die Urteilskraft auf die Nahrung.« Hierzu vergleichen wir Sulzer, Theorie, Art. Witz: »Man muss überhaupt die Ausserungen des Witzes als ein Gewürz ansehen . . . . Ganz von Gewürz wird keine Malzeit gemacht . . . . Aber jede zur Nahrung bestimmte Speise wird dadurch etwas erhöht.«

2) Vgl. »Urteilskraft« § 46.

3) Helvétius, de l'esprit, Disc. IV, Cap. 1. »Den Titel eines Genies zu verdienen ist es nicht genug, dass die Ideen neu und sonderbar sind, sondern sie müssen auch schön, allgemein und überaus wichtig sein. »C'est en ce point que l'ouvrage de génie diffère de l'ouvrage original, principalement caractérisé par la singularité.«

4) Helvétius, de l'esprit. Disc. IV, Cap. 1: Das Wort Genie stammt ab von *gignere*, *gigno*, ich erzeuge, »il suppose toujours l'invention, et cette qualité est la seule qui appartienne à tous les génies différents.«

Nachahmer kann ohne Regel keinen Schritt thun, sondern ist immer Vorschriften unterworfen, von denen er einen ängstlichen Gebrauch macht.

Shakespeare<sup>1)</sup> ist einer von den Köpfen, die man Genies nennt; »er hat seine theatralischen Stücke so abgefasst, dass sie allen Regeln Trotz bieten. Er hat weder die Einheit des Ortes, noch der Personen beobachtet, nicht aus Unwissenheit, sondern weil seine Einbildungskraft einen weiten Spielraum haben musste und sich nicht einkerkern liess«. Ob es aber rühmlich oder verwerflich, ihn nachzuahmen, ist eine andere Frage; »denn man kann nicht behaupten, dass die Regellosigkeit hier eine gute Seite des Genies sei, nein, es war ein Fehler; aber die Fruchtbarkeit des Genies ersetzt ihn wieder«. Bei vorzüglichen Erzeugnissen

---

1) Dies ist die erste ausdrückliche Erwähnung Shakespeares, die uns in Kants Vorlesungen begegnet. Einige Ausserungen machen es wahrscheinlich, dass er ihn nur vom Hörensagen kannte. So z. B. die Stelle aus der Königsberger Anthropologie 1791—92: »Man tadelt Shakespeare, dass er in seinem Trauerspiel König Lear einen Narren auftreten lässt, weil die Vorstellung von Hauptgegenständen dadurch abgezogen werden könnte. Er verdient aber im mindesten nicht diesen Tadel, denn sein Stück würde nicht natürlich sein, denn die Erfahrung aus dem gemeinen Leben lehrt uns, dass wenn in einem Hause auch noch so etwas Trauriges sich ereignet, immer etwas lächerliches vorkommt. Am leichtesten geschieht das letztere unter dem Gesinde, die nicht einen so grossen Anteil an der Familie selbst nehmen«. Die Bemerkung an sich ist ja sehr zutreffend, auch ganz im Sinne der realistischen Tendenzen des Shakespeare'schen und des Sturm und Drang-Dramas. Aber der letzte Satz passt so wenig auf die Figur des Narren im Lear, dass man annehmen muss, Kant habe das Drama selbst nicht gelesen. In der Brauer'schen Nachschrift lesen wir: »Daher Shakespeare die Zeit einem Pferde vergleicht und sagt, sie galoppiert mit einem Diebe, der zum Galgen geführt wird, und geht im Pass mit einem Bräutigam«. Die Stelle findet sich in *As you like it*, Act. III, Sc. II, l. 326—351, woselbst es heisst, dass die Zeit mit einem ungelehrten Pfaffen und einem Gichtkranken im Pass gehe, mit einer verlobten Braut trabe, mit einem Dieb auf dem Weg zum Galgen galopiere und mit einem Advokaten in den Gerichtsferien stillstehe. Kant citirt wahrscheinlich hier die Stelle aus dem Gedächtnis, nachdem er sie selbst irgendwo citirt gefunden.

2) In dem obigen Urtheil über Shakespeare vertritt Kant Anschauungen, die in der damaligen Kritik beinahe Gemeinplätze

des Genies hört der Zwang der Regeln auf; »das Genie ist Meister der Regeln, und nicht ihr Sklave«<sup>1)</sup>. Von den bloß conventionellen<sup>2)</sup> Regeln kann man am ersten abweichen; so hat das französische Theater conventionelle Regeln<sup>3)</sup>. — Wenn die Regellosigkeit des Genies auch Nachsicht verdient, »so kann man doch nicht sagen, dass es ein eximierter (befreiter) Kopf sein, und sich über alle Regeln wegsetzen könne. Es ist das nur eine Nachsicht, die man ihm gestattet, und hat Ähnlichkeit mit der *licentia poetica*«. . . . .

Dem Genie ist nichts mehr zuwider, als ein Mechanismus in der Erziehung. Dieser findet sich vorzüglich bei den Deutschen; kein Volk in Europa hat weniger Originalität, »indem schon der Schlag der Nation dazu geneigt ist, nachzuahmen. Die Engländer werden gar nicht nach solchem Zwange erzogen, und da sie weniger eingekerkert sind, so wachsen sie auch freier auf. Man kann in unseren Schulen nichts abgeschmackteres sehen, als ein Schulgenie. Der junge Mann sucht Phrasen auf, plündert viele Schriftsteller, und stoppelt etwas zusammen, was einem geflickten Mantel ähnlich sieht; dann freuet er sich herzlich, wenn das so hoch klingt. Eine *imitatio ciceroniana* unterdrückt den Kopf ganz erstaunlich; denn nachäffen kann man Cicero wohl, aber ihn nachahmen und es ihm gleich thun, das kann man von keinem Kinde begehren«<sup>4)</sup>. Dieser Mechanismus verdirbt die

---

geworden waren, bei allen denen wenigstens, die zwischen den extremen Parteien zu vermitteln suchten. Sie erinnern u. A. wörtlich an mehrfache Äusserungen Wielands. Man vergleiche auch die Bemerkung Herders in dem Shakespeareaufsatz in den fliegenden Blättern von Deutscher Art und Kunst: Die kühnsten Freunde Shakespeares haben sich meistens nur begnügt, ihn . . . zu entschuldigen, zu retten; seine Schönheiten nur immer mit Anstoss gegen die Regeln zu wägen, zu compensieren.

1) Das ist die Parole der Stürmer und Dränger.

2) Vgl. Reflexionen, ed. Erdmann I, No. 283 u. 312.

3) Diese Äusserung scheint darauf hinzudeuten, dass Lessings Kritik des französischen Theaters Kant nicht unbekannt geblieben war. Dass Kant bei seiner eminenten Belesenheit die Hamburgische Dramaturgie entgangen sein sollte, ist auch an sich unwahrscheinlich. Bei »Brauer« nennt Kant Lessing einen grossen Kenner der dramatischen Regeln, vgl. oben, p. 206.

4) Vgl. die oben p. 73, Anm. 1 aus Herders Fragmenten

Köpfe gar sehr. Gewisse Stände, z. B. der Militärstand, erfordern den Mechanismus. Da ist er ein Vorzug der Europäer, die durch die Abgemessenheit der Mechanik, wenn sie im Corps handeln, die orientalischen Völker leicht über den Haufen werfen. Wenn er aber zu hoch steigt, so ist er nachtheilig und »die wirklichen Genies gehen aus dem Dienst«<sup>1)</sup>. Im Civilstande aber taugt der Mechanismus nichts. Denjenigen der Ordnung kann man zwar nachsehen; »allein wenn diese zu weit geht, dass alles so eingerichtet wird, um gleichsam nach einer Tabelle zu verfahren, so ist kein Mensch mehr, der denkt«. Das Mechanische in der Führung der Geschäfte ist die Grundlage in der grossen Verbindung mit Menschen und macht die Ausführung vieler Sachen nützlich (möglich?).

Man kann behaupten, das Talent habe seine Launen. Virtuosen »können ihre Geschicklichkeit nicht zeigen, wenn sie wollen, sondern sie muss ihnen selbst anwandeln«. Die Stärke des poetischen Feuers ist beim Poeten bald gross, bald ist es erkaltet. »In allen andern Wissenschaften kann man es durch Fleiss und Anstrengung weit bringen. Poesie aber, die eine freie Bewegung des Geistes sein soll, muss aus einem ebenso bewegten Geiste entspringen«<sup>2)</sup>.

»Ein Genie, das vom mechanischen Kopfe himmelweit verschieden ist<sup>3)</sup>, ist der, welcher im Lauf der Dinge Epoche macht<sup>4)</sup>,

citirte Stelle. Meier, Anfangsgründe etc. § 415 handelt von der »blinden Nachäffung, den abgeschmackten Nachahmungen des imitatorum stultum pecus«. »Eine solche Nachahmung ist der Beweis des grössten Mangels des Witzes«. Dahin gehört »die grobe Nachahmung des Schulknaben (imitatio puerilis). Er hat den Cicero vor Augen, schreibet aber Küchenlatein«. Man vergleiche hier die interessanten zeitgenössischen Zeugnisse über den altsprachlichen Unterrichtsbetrieb, welche Paulsen (Geschichte des gel. Unterrichts, p. 411 ff.) anführt. Erst der Neuhumanismus Herders, Goethes und Humboldts hat bei uns die Schranken des alten Humanismus durchbrochen.

1) Derartige Beobachtungen drängten sich Kant wohl gelegentlich seines Verkehrs mit höheren Militärs in Königsberg auf.

2) Solche rückhaltlose Ausserungen zu Gunsten der Freiheit des poetischen Genies sind bei Kant selten.

3) Diesen Unterschied zwischen Genie und Kopf macht Kant bekanntlich auch in der »Urteilkraft« § 47.

4) Helvétius, de l'esprit, giebt den Namen eines Genies nur

nur zu gewissen Zeiten erscheint und Verbesserungen bewirkt. Daher sind die Genies gemeiniglich unwillkommen, und werden nicht sehr geachtet, weil sie Unruhen erregen und Staaten in Unordnung bringen<sup>1)</sup>.

»Bei dem Genie kommt es nicht sowohl auf die Grösse des Talents, als auf die besondere Stellung desselben an. Swift und Lichtenberg sind ganz Originale in der Satyre, so dass man gleich sieht, dass kein Mensch so denken würde; daher erregen ihre Schriften so sehr das Lachen.«

»Das Genie ist auf das Missverhältnis gegründet, wie eine Missgeburt, bei der einige Glieder übel gebaut sind<sup>2)</sup>, welche aber im übrigen gesunde Glieder hat. Es ist sonderbar, dass Aristoteles, Socrates und Pope, welches vorzügliche Genies waren, bucklig waren; Alle Genies sind von kleiner Statur<sup>3)</sup>.

dem epochemachenden Erfinder. Die Frage, ob nur die epochemachenden Geister Genies seien, wurde seitdem mehrfach erwogen.

Bereits 1766 schreibt Kant an Mendelssohn (8. April): »Solchen Genies wie Ihnen, mein Herr, kommt es zu, in dieser Wissenschaft eine neue Epoche zu machen, die Schnur ganz aufs Neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs blosser Geratewohl angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen«. So spielt auch in den Schriften des jungen genialischen Schiller das »Epochemachen« eine grosse Rolle.

1) So heisst es in Goethes Werther, dass man zum Vorteil der Regeln ungefähr ebensoviel sagen könne, als zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft. Warum breche der Strom des Genies so selten aus, brause in hohen Fluten einher und erschüttere die staunende Seele? »Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen Herrn auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher beizeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen«.

2) Man denkt unwillkürlich an Goethe. Er hatte zwar etwas zu kurze Beine, wie der redegewaltige Odysseus, aber mit seinem Genie hatte das wohl nichts zu thun.

3) Vgl. auch »Menschenkenntnis«, p. 63: »Die meisten Männer, welche sich vorzüglich ausgezeichnet, haben in ihrer Bildung (Körperbildung) gewöhnlich etwas Karrikaturartiges. Auch E. Platner hat in seiner Anthropologie (1772) die Behauptung aufgestellt, dass die sogenannte englische Krankheit und ein verbogenes Rückgrat zum Genie prädisponieren. Die ganze Anschauung, die sich mit modernen Theorien über die Krank-

»Es giebt jedoch in Ansehung der Originalität des Genies Affen<sup>1)</sup>. In keinem Lande sind so viele Leute, die sich durch Abweichungen von der Regel Originalität zu verschaffen suchen, als in Deutschland<sup>2)</sup>. In Frankreich und England hat man nie von einer so kauderwelschen<sup>3)</sup> Sprache gehört, als vor kurzem in Deutschland; da man der Sprache eine besondere Form geben wollte, bloß um ein Genie zu scheinen«. Wenn das Genie nichts anderes wäre, als das Fratzenhafte, so wäre es sehr leicht, ein Genie zu werden<sup>4)</sup>.

»Unordentlich zu schreiben um ein Genie zu heissen, scheint eine thörichte Anmassung zu sein, sich vor Andern auszeichnen zu wollen«.

Das Positive beim Genie ist das Schöpferische oder die Produktion aus eigentümlichen Talenten. Die Originalität muss in der Fruchtbarkeit der Talente bestehen. Man findet bisweilen Anlagen von Genie, wo durch die Imagination unvollendete Ideen hervorgebracht werden, die uns eine Aussicht zu neuen Bildern geben. Schwärmer könnte man verfehlte Genies nennen; »die Natur ist nicht fertig geworden, sie zu Genies zu machen. Der Philosoph freuet sich stets, wenn er solche Leute findet, indem er von ihnen viel Charakteristisches entlehnen kann; dergleichen

---

haftigkeit des Genies berührt, geht wohl auf Aristoteles, *Problemata* XXX zurück.

Wenn Schopenhauer die »kleine Statur« des Genies behauptet hätte, so würde man geneigt sein, darin ein *argumentum pro domo* zu erblicken. Bei dem kindlichen, bescheidenen, grossen Kant liegt uns dieser Gedanke fern.

1) Vgl. Ch. Kaufmann, *Brelocken ans Allerley der Gross- und Kleinmänner* (1778): Enthusiasten, Genieruffer, Gefühls-elektrischer, Physiognomisten, und Modereformatoren . . . sind wohl Affen, aber nicht wahre Genies.

2) Im Allgemeinen behauptet Kant das Gegenteil und wohl mit Recht. Hier spielt er augenscheinlich auf den Sturm und Drang an.

3) Klopstocks Sprache hat er oben »polnisch« genannt. Doch geht auch diese Bemerkung gewiss z. T. auf den Stil der Kraftmänner.

4) Klopstock selbst äussert sich ähnlich im Epigramm »Vom Genie« (1781). Die Sprache brauchen, wie man muss, | Ist Kenntnis nur und kein Genie, | Allein bis zu des Gedankens Verzerrung | Sie aus Unwissenheit verbilden, | Das ist Genie.

war Swedenborg; seine Originalität grenzte an Wahnsinn. Daher sagt man <sup>1)</sup> auch Genie und Raserei sei nicht weit von einander entfernt. Der Schwärmer und der Enthusiast geben den Stoff, das Eigentümliche des Genies abzuzeichnen. Einige Leute können in das Schwärmerische der Imagination Verstand hineinbringen.«

»Einige Phantasie scheint einige Originalität zu haben; man findet das bei witzigen Köpfen, und das nennt man das Genie derselben, wo sie ihren Bildern Regellosigkeit oder doch Neuigkeit geben, und der Beifall den man ihnen als Produkten des Genies zu zollen pflegt, ist allgemein. Die Phantasie mag wohl manchem Menschen das Feuer geben, das er ohne Phantasie nicht haben würde.«

Zum Genie wird erfordert Empfindung, Urteilskraft, Geist und Geschmack<sup>2)</sup>.

1) Empfindung d. i. die ganze Sinnlichkeit und die Imagination. Die letzte macht die Empfindung aus der Wahrnehmung der Sinne wieder rege. Zum Genie wird Stärke, Klar-

1) Aristoteles, wie Seneca (de tranq. animi) berichtet: nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae. Desgl. Pope: great wits to madness sure are near allied.

2) Dieser Zusammenstellung sind wir bereits bei »Blomberg« s. oben, p. 59 begegnet. In der »Urteilskraft« heisst es »Einbildungskraft« statt »Empfindung. Es ist hier zu bemerken, dass sich in den Aufsätzen über das Genie in der That die von Herder (s. bei »Nicolai« oben p. 117) leicht ironisierte Neigung geltend machte, »es in seine Bestandteile zu zerlegen«. Der erste bedeutende Aufsatz erschien in Deutschland in französischer Sprache in den Memoiren der Berliner Akademie, 1757—58: Analyse du Génie, von Sulzer, der seine Untersuchung gradezu mit einer chemischen Analyse vergleicht. Kant hat diese Abhandlung zweifellos gekannt. Sulzer bemerkt, die Haupteigenschaften des Genies sind 1. Geschmack, 2. Witz (= Geist), 3. Gründlichkeit des Urteils, 4. Fassung, Besonnenheit oder Contenance.

In der »Theorie« Art. Dichter, heisst es: Also könnte man in wenigen Worten sagen, der grosse Dichter sei ein Mensch von starker und weitausgebreiteter Beurteilungskraft, von feinem Geschmack, von sehr lebhafter Einbildungskraft und starken Empfindungen. W. Duff, im Essay on original genius and its various modes of exertion in philosophy and the fine arts (1767), im Auszug mitgeteilt in der Neuen Bibliothek der sch. W. u. fr. K. Bd. V, 1. Stück, führt als die Hauptingredienzien des Genies: Einbildungskraft, Beurteilungskraft und Geschmack an.

heit, Mannigfaltigkeit und ein grosser Umfang der Anschauung<sup>1)</sup> erfordert. Diese Eigenschaften müssen hauptsächlich Dichter und Maler besitzen. Bei Milton und Shakespeare sind sie vorzüglich anzutreffen.

2) Unter Urteilskraft verstehen wir alles das, was die Erzeugnisse der Imagination der Wahrheit angemessen machen kann; denn bei aller Fruchtbarkeit weicht die Imagination oft von der Natur ab. Urteilskraft ist also der Censor des Genies, welcher es der Zucht unterwirft. Genies sind anzusehen als Schooskinder der Natur, die sie mit vorzüglich guten Talenten beschenkt hat, die aber als solche verzogen sind.

Leute von Genie haben einen sehr scharfen Geruch, sagt ein gewisser Schriftsteller. »Es hört die Schärfe der Sinne mit den zunehmenden Jahren auf und tritt die Reife des Verstandes ein, allein indem die Sinne abnehmen, nimmt auch das Genie oder die Erfindungskraft ab, aber die Urteilskraft, d. i. das Vermögen, sich seiner Erkenntnisse wohl zu bedienen, nimmt zu. Die Urteilskraft ist jedoch von der grössten Wichtigkeit, und immer das Beste«.

3) Geist. Im Deutschen kommt das Wort Geist mit Genie überein . . . .<sup>2)</sup> Man sagt, die Gesellschaft hat Geist, d. i. etwas

1) Ein Aufsatz von Resewitz über das Genie war in der Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und freien Künste in Band II und III, 1759 und 1760 erschienen. Resewitz war ein Schüler Baumgartens und Meiers und Mitarbeiter an den Litteraturbriefen. Seine Abhandlung wurde daselbst von Mendelssohn im 93. u. 108. Briefe rezensiert. Resewitz definiert das Genie gradezu als anschauende Erkenntnis. »Diese anschauende Erkenntnis, vermöge welcher wir die Sache in concreto erblicken, mit ihren Wirkungen, Zufälligkeiten und Veränderungen, die in derselben aus dem Verhältnis mit andern zu entstehen pflegen, ist das wesentlichste Kennzeichen des Genies«. Mendelssohn wendet sich in seiner Rezension gegen diese Erklärung, da ihr zufolge Meier ein grösseres Genie sein müsste, als Baumgarten.

2) Man erinnert sich hier einer klassischen Stelle aus Gottscheds »Neustem« (1757, p. 152), wo es von dem Verfasser der epochemachenden „Conjectures on Original Composition“ heisst: derselbe »denket auch bisweilen neu und kühn, und unsere Sprachverderber werden wohl gar schwören, dass er das undeutsche Ding besitzt, was sie Genie nennen, aber mit keiner

was sie belebt, denn das, was alle unsere Talente beseelt, ist der Geist. 1) Mancher kann durch seine Talente eine ganze Gesellschaft aufmuntern. Geist herrscht in der Malerei; von dem Holländer sagt man, er male ohne Geist. Geist ist die Idee, worin alle anderen Vorstellungen ihre Vollendung bekommen, und die durch ein Erzeugnis durchscheint; dass eine solche Idee einem Werke zum Grunde gelegen hat, muss aus demselben selbst erhellen. Wenn Geist in der Gesellschaft war, so kommt man unterhalten und belehrt hinaus. Das Vermögen, diese (+ Gesellschaften ?) Ideen zu unterwerfen, zeigt grosse Vorzüge des Talenten an.

»Alles Genie hat zum Talente, eine schöpferische Imagination; diese giebt uns allerlei Verbindungen von Ideen, worunter der Verstand wählen kann, dadurch also, dass wir der Imagination einen stärkeren Schwung geben, finden wir, dass der Grund der Seele in Thätigkeit gesetzt und belebt wird.« 2)

deutschen Zunge kann ausgesprochen werden. Wir aber, . . . . würden es Geist oder Lebhaftigkeit des Witzes nennen.« Desgl. an anderer Stelle (1760, p. 671). Dieser Fremdling, das Genie, ist jetzo ein alltäglicher Gast. Was ist wohl dieser Ausländer, der sonst im Deutschen einfach Geist und Witz sich nannte, für ein Kerl? — Auch Kant wurde es schwer, sich an den neuen Begriff und an das neue Wort zu gewöhnen.

1) Vgl. an anderer Stelle: »Man sagt der Mensch ist seelenlos, wenn er keine Theilnehmung und Empfindung für etwas Schönes hat. Ein Gedicht ist seelenlos, das uns nicht belebt.«

2) Auch diese Bemerkung weist deutlich auf die psychologischen Grundlagen der Genielehre Kants. Der fundus animae, das Wogen des dunklen Untergrundes der Monas ist die psychologische Basis der Lehre der »Urteilkraft«. Auch das Folgende »vom Dichtungsvermögen« gehört hierher: »der Mensch dichtet unaufhörlich in der Stille, wenn er der Einsamkeit überlassen ist, und bringt neue Bilder aus den alten hervor, schafft sich immer neue Gedanken und Begebenheiten und schwimmt in einem Romane, den er sich selbst ersinnt, den seine Einbildungskraft bildet, und der in der Welt gar keine Anwendung hat; dies geschieht sowohl im Traume als im Wachen«. Das Dichtungsvermögen ist Ursache alles unseres Wohlbefindens. . . Die Ursache ist: alles was unsere Lebenskraft in Thätigkeit setzt, uns belustigt und unser Gemüt in ein leichtes und freies Spiel versetzt, lässt uns unsere ganze Kraft fühlen; daher ist das Dichten unmittelbar angenehm«.

4) Der Geschmack macht das Erzeugnis des Genies so, dass es mit jeder Empfindung zusammenstimmt. Es muss nicht bloß mit Privatempfindungen übereinstimmen, sondern gemein- und gesellschaftlich werden können. —

Das Wesentliche des Genies ist Geist, oder das schöpferische Vermögen und Urteilkraft oder das kritische Vermögen. Urteilkraft ohne Geist und Geist ohne Urteilkraft macht kein Genie aus; das minder wichtige ist Empfindung und Geschmack. „Man sagt von einem Menschen, er hat Genie, oder er ist ein Genie.“<sup>1)</sup> Das letzte bedeutet die Originalität des Kopfes. Der Mann hat Genie, heisst: er hat eine Anlage und eine Vereinbarung vorzüglicher Talente. »Aber worauf die Vereinbarung der Talente gegründet sei, ist gemeinlich schwer zu entdecken, ob es schon bei der Wahl der Lebensart sehr nützlich wäre, es zu wissen. . . .

Man pflegt nur bei denen Genie zu suchen, die vorzügliche Talente bei Dingen zeigen, die nicht durch Fleiss ersetzt werden können. . . . Genie ist also das, wo der Fleiss<sup>2)</sup> den Mangel der Talente nicht ersetzen kann. Dergleichen sind alle Erzeugnisse der Imagination. Einen guten Mathematiker nennt man nicht Genie,<sup>3)</sup> hingegen sucht man bei dem Dichter Genie, bis-

---

1) Diesen Unterschied machte u. A. Gerstenberg in den Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur, III. Samml. 1767 und vor ihm Resewitz im Versuch über das Genie und Helvétius in seiner Schrift de l'esprit; Herder: Vom Erkennen und Empfinden (1778) W. Suph. VIII p. 222 schliesst sich an Helvétius an. So bemerkt auch E. C. Wieland in seinem Versuch über das Genie (Leipzig 1779) Genie haben und Genie sein, ist verschieden. Wer bloß nachahmt und lernt hat kein Genie; der gute Kopf, der alte Regeln auf neue Art anwendet, hat Genie; wer Genie hat und zudem Beweise einer selbstthätigen Kraft und Originalität giebt, der ist ein Genie.

2) Kant stimmt also nicht Buffon zu, der in der Akademie-rede (1753) das Genie als une grande aptitude à la patience bezeichnet hatte. Das Genie ist für Kant das Gegenteil, aber er ist, in der »Urteilkraft« wenigstens, geneigt, patience und Fleiss höher zu schätzen als Genie.

3) Diese Bemerkung dürfte allen guten Mathematikern einen Stich ins Herz geben. Doch können sie sich damit trösten, dass in der »Urteilkraft« auch den Naturwissenschaftlern das Genie abgesprochen wird. Kants Grund ist in beiden Fällen die Demonstrierbarkeit der Resultate. Der Curiosität halber erwähnen

weilen sehen wir Genie bei der Erfindung einer mechanischen Kraft, wo die Natur alles allein gethan hat«. Das Genie ist angeboren, und sein Erzeugnis gleichsam durch sich selbst erschaffen. »Wir können das Genie mit einem Baume<sup>1)</sup> vergleichen. Es schießt seine Wurzeln in die Urteilskraft. Von Deutschland kann man nicht sagen, dass da die Natur sehr freigebig mit Genies gewesen sei, aber das Vorzüglichste bei den Deutschen ist die Urteilskraft, welche eine sittsame Eigenschaft ist, die nicht an wichtigen Erzeugnissen fruchtbar ist, sondern für eine bescheidene Erreichung der Wahrheit abzweckt. Ihr Nutzen ist mehr negativ als positiv. Das Genie schießt in die Krone bei dem, was das vorzüglichste Talent der produktiven Imagination ist, die selbst

wir eine Stelle aus den Scaligeriana (1668) Art. Clavius: Putabam Clavium esse aliquid, id est confit en Mathématiques, sed nihil aliud scit. Est Germanus, un esprit lourd et patient; et tales esse debent Mathematici. Praeclarum ingenium non potest esse magnus Mathematicus.

1) Bei Meier, Anfangsgründe etc. § 435 finden wir: »Wenn man alle Erkenntniskräfte in ihrer Verbindung mit einem Baume vergleichen will, so machen die Sinne die Wurzel aus. Die Einbildungskraft kann man mit dem Stamme und den Zweigen vergleichen; der scharfsinnige Witz vertritt die Stelle der Blätter und Blüten, der Zierraten des ganzen Baumes; und der Verstand ist die Frucht, welche dieser Baum trägt.« Es ist offenbar, dass Kant die Anregung zu seiner Allegorie hier erhalten hat. Auf Meier fusst auch Flögel in den Verm. Beiträgen zur Philosophie und den schönen Wissensch. (1762) B. I St. 1. »Das Erkenntnisvermögen des Menschen ist ein Baum, welcher sich in viele Äste verbreitet . . . . Die Erfahrung lehrt, dass diese verschiedenen Teile und Äste des Erkenntnisvermögens nicht alle gleich gross sind, und dass in einem Menschen die eine oder die andere Art überwiegt.« Mit diesen Gedanken hat nun Kant einen Ausspruch aus einem anscheinend gereimten Schreiben d'Arnauds an den Fürsten Lobkowitz combinirt, das die vier Hauptnationen charakterisirt: „le travail du Germain, la raison de l'Anglois, le brillant de l'Ausonie et le goût du François“. Vgl. J. G. Ländner, Lehrbuch der schönen Wissenschaften 1767, p. 256. Bei Herder heisst es in dem Aufsatz »Über den Fleiss in mehreren gelehrten Sprachen« (Gel. Beitr. zu d. Rigaischen Anzeigen, 1764) Werke, ed. Suph. I. p. 5: »Mit dem deutschen Fleiss suche ich die gründliche englische Laune, den Witz der Franzosen und das Schimmernde Italiens zu verbinden«. Hier liegt wohl auch der obige Ausspruch d'Arnauds zu Grunde.

neue Bilder hervorbringt. Am meisten schießt das Genie in die Krone in Italien; denn da giebt es die grössten Produkte der Imagination, d. i. des Talentes der Sinnlichkeit, Gegenstände in ihrer vollkommensten Art hervorzubringen z. B. in der Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst. Bei diesen hat der Verstand immer seinen Anteil, aber das Wesentliche besteht doch in der Richtung der Imagination auf Neuheit, Lebhaftigkeit u. s. w. In die Blüte schießt das Genie beim Geschmacke — Frankreich ist der Sitz des Geschmacks, welcher in der Wahl besteht, die einem jeden gefällt. Dieses Vermögen, gesellschaftlich zu wählen, ist bei den Nationen am grössten, die Meister in der Gesellschaftlichkeit sind. Doch ist die Blüte nicht das Wesentliche des Genies;<sup>1)</sup> denn der Geschmack thut nur die Feinheit zu den Erzeugnissen des Genies hinzu, um sie gleichsam zu glätten; das Genie kann sehr rohe Produkte hervorbringen, z. B. Shakespeare; da zeigt das Genie seine ganze Kraft und lässt sich nicht durch das Beispiel einschränken.« . . . Die Franzosen sind die Gesetzgeber des Geschmacks.

Wenn einerlei Gegenstand von verschiedenen Nationen behandelt wird, so finden wir doch, dass der wirkliche Wert mehr in den Schriften der Engländer, als bei Andern gefunden wird . . . hier schießt das Genie mehr in die Frucht.<sup>2)</sup> Bei dem Genie ist der unerforschlichste Teil das, was man Geist nennt.<sup>3)</sup> Unter Geist versteht man das, was belebt; was das aber sei, ist schwer

---

1) Hier giebt also Kant zu, dass der Geschmack nicht das Wesentliche des Genies ist, aber nur mit der Begründung: denn das Genie kann auch wie Shakespeare sehr roh sein. Man erinnert sich des Ausspruchs von Voltaire, der Shakespeare einen betrunkenen Wilden genannt hatte.

2) Hieraus ersieht man, dass Wald in seiner Gedächtnisrede (Kantiana, ed. Reicke, p. 11) sich irrt, wenn er behauptet hat, Kant weise den Engländern die vorletzte Stelle an. Kant zeigt überall vielmehr seine grösste Bewunderung für diese originelle Nation und räumt ihren geistigen Produkten in der obigen Rangordnung entschieden die erste und höchste Stelle ein.

3) Das achtzehnte Jahrhundert bezeichnete diesen undefinierbaren Reiz geistreicher Produkte als: je ne sais quoi, eine Wendung, deren Verbreitung von Bouhours, Entretiens d'Ariste et d'Eugène (1687) zu stammen scheint und die uns in unzähligen französischen, englischen und deutschen Schriften begegnet.

zu sagen. »Wir bemerken, dass ein Ausdruck in einem Dichter einen Eindruck machen kann, dass alle unsere Gemütskräfte bewegt werden, dass unser Witz in ein Spiel zu geraten anfängt, und dass unser Verstand Stoff zu denken erhält. Blosser Lebhaftigkeit kann sehr überlästig sein. »Beim Geist ist der Mensch nicht bloß lebhaft, sondern seine Lebhaftigkeit geht sympathisch auch in das Leben Anderer über.« Wenn wir in einer Schrift Geist finden, so scheint es, dass wir einen gewissen Samen zu Kenntnissen eingesogen haben<sup>1)</sup> und mit neuen Gedanken beschwängert sind; man hat seine Talente mit neuen Ideen bereichert. — Zu dem, was Geist heisst, wird eine speciale Idee erfordert, welche darin besteht, das Wesentliche aus den Dingen zu ziehen. Die Hauptideen in manchen Schriften sind oft so schwer herauszubringen, dass sie ein Anderer manchmal besser herausfinden kann, als der Verfasser selbst. »Wenn aber in dem Erzeugnisse etwas ist, was durch das Ganze einstimmig lebt, so nennt man dies Geist.« Ein Buch kann sehr witzig unterhaltend sein, aber doch ohne allen Geist; »denn Witz ist eine Art von Leckerwerk, das zwar belustigt, aber nicht oft kommen muss, so wie Süßigkeiten; allein der ächte Geist strengt unsere eigenen Talente mit an, und macht sie dem Originale ähnlich.«<sup>2)</sup>

In der Schweiz giebt es vielleicht die meisten Originale. »Es giebt unter ihnen Philosophen, ohne dass sie es selbst wissen; in ihrem Thun ist so viel Philosophie und in ihren Reden so viel Originalität, dass man sich darüber wundern muss; diese Menschen verdienten wohl, dass man ihren Eigenschaften nachspürte.«

Auch giebt es daselbst viele mechanische Köpfe, die es aus sich selbst geworden sind. »Von diesen sind die Autodidakten zu unterscheiden . . . dies sind keine Genies, sondern emsige Leute . . . «

Die Lust zu einem Geschäfte stimmt oft mit der Natur-

1) So bemerkt Voltaire im Versuch über den Geschmack: Ja, wir lesen auch Werke des Genies und der Gelehrsamkeit mit einem Teile von dem Geiste, der sich in ihrer Composition offenbart . . . wir ziehen gleichsam den Geist dieser grossen Männer in uns.

2) Vgl. oben Anm. 1.

gabe nicht überein, kann also nicht als ein Zeichen des Genies gelten.<sup>1)</sup>

Praecocia ingenia zeigen eine frühe Blüte, aber oft keine Frucht. »Das Genie wird oft durch cyclopische<sup>2)</sup> Gelehrsamkeit niedergedrückt, d. i. durch Gelehrsamkeit, wozu der Mensch Gedächtnis nötig, und wo die Urteilskraft nicht Kräfte genug hat, allen Stoff des Gedächtnisses zu verarbeiten.« — »Leibniz war eines der vorzüglichsten Genies, aber da er sich durch seine Talente verleiten liess, alles wissen zu wollen, so geschah es, dass er in keiner Wissenschaft sich vor allen Andern auszeichnete.«<sup>3)</sup>

Die Geschicklichkeit und Routine wird bisweilen bewundert, wenn sie ein Analogon der Gelehrsamkeit zuwege bringen; »wenn einmal die Vorschriften da sind, so findet man sich in Alles, z. B. in der Jurisprudenz. Es ist da gleichsam ein spanischer Klepper vor einen Pflug gespannt; denn wo peinliche Befolgung der Regel nötig ist, da ist das Genie überflüssig«.

»Kelli<sup>4)</sup> in Florenz bemerkt, dass es eine Metempsychosis des Genies gebe. Er will es vorzüglich an drei Personen bemerkt haben, dass der Geburtstag des Einen der Sterbetag des Andern war. Am Sterbetage des Michel Angelo wurde Galilei geboren, und an dessen Sterbetage Newton. Aber als Newtons Mutter schwanger war, lebte ja Galilei noch, und das Kind musste doch schon im Mutterleibe eine Seele haben.«

1) Unter Andern hatte Trescho in seinem Versuch über das Genie, Hang und Neigung zu einer Sache als Eigenschaften des Genies bezeichnet. Lessing bemerkt am Schluss der Dramaturgie, dass Lust und Leichtigkeit nur in der Jugend für Genie gehalten werden. J. A. Schlegel bemerkt in seiner Abhandlung vom Genie, dass die Lust zu einer Sache nicht Merkmal, sondern Wirkung des Genies sei.

2) »Cyclopisch« gebraucht Kant hier im Sinne von einäugig — einseitig.

3) Auch an anderer Stelle spricht sich Kant in ähnlicher Weise über Leibniz aus. »Leibniz steht darum Newton weit nach, weil er seine Gelehrsamkeit allzu ungeheuer ausdehnte und alles erlernen wollte. Mit dieser Art von Polyhistorie oder dieser Begierde das ganze Feld der grossen menschlichen Erkenntnisse allein umfassen zu wollen, sind grosse Talente, aber auch viel Eitelkeit verbunden, und ein solcher nützt dem gemeinen Wesen nicht viel«.

4) »Puttlich« hat richtig Nelli.

Aus dem Kapitel vom Ideal heben wir Folgendes heraus:

»Raphael soll<sup>1)</sup> Ideale von Menschen gemacht haben, die gefallen haben, indem er die Natur nicht malte, wie sie ist, sondern wie sie besser wäre. Aber es scheint uns unmöglich zu sein, dass unsere sehr veränderliche Einbildungskraft das Urbild des Schönen und noch etwas Besseres enthalten sollte, als die Natur. Die Einbildung kann nichts Schöneres hervorbringen, als die Natur ist, aber was den Menschen betrifft, so geht es doch an, weil er ein Geschöpf ist, das der Bildung fähig ist, und dessen ganze Vollkommenheit zwar in der Natur liegt, aber nur in ihrer Rohigkeit. Der Mensch hat sich selbst seine Vollkommenheit zu verdanken, obgleich die Anlagen dazu in der Natur liegen. Er ist das einzige Geschöpf, wo die Art von Geschlecht zu Geschlecht vollkommener wird.<sup>2)</sup> Hier giebt es eine eingebildete Vollkommenheit, die noch nicht da ist, und ob diese zwar den Körper nicht mit angeht, so denkt sich der Maler doch in einem Gesicht ausgedrückte Mienen, die sich zur grösseren Ausbildung besser schicken würden, als die jetzigen; dies bringt er nun in seine Malerei . . .<sup>3)</sup> daher konnte eine Erdichtung eines so grossen Malers besser gefallen, als Wahrheit, denn diese wahrhafte Schönheit, die nicht in der Natur lag, schien doch mit den eingebildeten Ideen übereinzukommen; man sollte z. E. glauben dass vollkommene Menschen einen mehr abgerundeten Bau haben<sup>4)</sup> u. s. w. doch ist hier die Erdichtung noch nicht so

1) In diesem sagenhaften »soll« drückt sich in ergreifender Weise die ganze Weltentrücktheit des Königsberger Philosophen aus, der weder von der Kunst des Altertums, noch von der der Renaissance, noch von der seiner eigenen Zeit jene unmittelbare oder durch vortreffliche Nachbildungen vermittelte Anschauung hatte, die heutzutage zur allgemeinen Bildung gerechnet wird.

2) Es ist charakteristisch, wie Kant hier den Begriff des Ideals mit dem Gedanken der praktischen Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit motiviert. Dieses Motiv ist sowohl Winckelmann als R. Mengs ganz fremd. Für sie als Platoniker liegt das Ideal hinter uns, und das Wirkliche ist ein Abfall davon. Auch für Rousseau war die Entwicklung der Menschheit Degeneration. Hume und Kant glauben an ihre Zukunft.

3) Solche Weltverbesserungsgedanken lagen Raphael wohl fern.

4) Das geht auf den edlen Contour, ohne die Härten der Knochen, Knorpel und Sehnen, den Winckelmann an den Antiken hohen Stils bewunderte.

mangelhaft; denn ob sie gleich nicht durch die Natur entsteht, so ist sie doch nach Ideen eingerichtet, welche Wahrheit enthalten, wenn sie auf die Fortschritte der Natur zur Vollkommenheit sehen, wie in ihnen die Anlagen ausgebildet werden.«

Im Folgenden wird die Vollkommenheit der Erkenntnis unter neuen<sup>1)</sup> Gesichtspunkten betrachtet. Bei der Vollkommenheit der Erkenntnis kommt es auf drei Stücke an: 1. wie die Erkenntnis zum Gegenstande, 2. zum Subjekte und 3. wie eine Erkenntnis zur andern steht. Im Verhältnis zum Gegenstande besteht die Vollkommenheit der Erkenntnis in Wahrheit Grösse und Deutlichkeit. Im Verhältnis zum Subjekt besteht sie in Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Rührung und Interesse. Die Vollkommenheit der Erkenntnisse untereinander besteht in Mannigfaltigkeit, Ordnung, Verknüpfung. Die Vollkommenheit im Verhältnis zum Gegenstande ist schwer, aber sie ist die Hauptvollkommenheit, wenn sie für den Verstand sein soll . . . . »Dichter sind glücklicher in der Fabel, als in der Wahrheit.« Leichtigkeit in der Erkenntnis nimmt sehr ein, sie ist eine Ersparung unserer Kräfte und gilt oft für Deutlichkeit. »Manche Erkenntnisse sind jederzeit schwer zu verstehen, und sie bleiben nur eine Last, man mag sie wenden, wie man will.« Leichtigkeit ist nicht Seichtigkeit. Deutlichkeit ist für den Verstand, Leichtigkeit fürs Gefühl. Lebhaftigkeit ist hoch zu schätzen. »Sie thut aber der klaren Verstandeseinsicht oft Abbruch; sie ist sinnlich und aus der Erfahrung; denn sie macht, dass unsere Einbildungskraft aufgereizt wird, sie bindet sich nicht an die Schranken des Verstandes. Die Ordnung gründet sich auf das Vermögen unseres Witzes und unserer Einbildungskraft, Urteile zu paaren. Mannigfaltigkeit ist das Notwendigste, was wir in der Erkenntnis suchen können, denn es führt die grösste Erleichterung des Gemüts mit sich. Die Ordnung ist schon peinlicher, aber wenn man sie recht eingesehen hat, so dünkt sie uns doch noch reizender, als die Mannigfaltigkeit; denn bei der Mannigfaltigkeit überlassen wir uns selbst dem Spiele verschiedener Gegenstände, aber Ordnung zwingt uns, regelmässig zu bleiben. Die Verknüpfung endlich macht das Wichtigste der Erkenntnis aus, aber sie ist auch zugleich das Schwerste, das Gegliederte in einer Er-

---

1) Doch vergl. bereits oben p. 147.

kennntnis einzusehen. Manche Comödien, wenn sie auch nicht viel enthalten, vergnügen uns bisweilen, aber im Ganzen gefallen sie uns hernach doch nicht. Lessing hat in allen seinen Schriften den Fehler, in den Teilen unterhaltend zu sein, und im Ganzen weiss man doch nicht, was er haben will. Man findet dies in Nathan dem Weisen, und alle seine Schauspiele missfallen, und zwar weil sie kein Ganzes ausmachen. Unsere Natur ist so eingerichtet, dass der Mensch eine Einheit des Ganzen haben will, und nicht zufrieden ist, als wenn er alles in einer besonderen Verbindung zu einem Zwecke sieht.«

Sinnlichkeit: »Man sagt oft zum Lobe einer Erkenntnis, die Sache ist sehr sinnlich vorgestellt«; die Sinnlichkeit macht nicht Unfug, sondern ist ein notwendiges Werkzeug des Verstandes; Beispiele machen den Verstand vollkommen und in der Anschauung fasslich. Doch macht die ausschweifende Sinnlichkeit dem Verstande oft Schwierigkeiten, indem sie ihm zuviel darbietet und ihn überhäuft, ehe er alles in der Geschwindigkeit bearbeiten kann. Das ist aber noch kein wesentlicher Fehler; »Denn erstlich, gewöhne deine Sinnlichkeit, dass sie dem Ver-

---

Vgl. oben p. 9 Anm. 1, desgl. die folgende Stelle aus der Brauer'schen Nachschrift, die sich in der Anthropologie, 1791—92, wörtlich wiederholt findet. »Sie (die Comödienschreiber) wissen, wenn sie einer Person eine Rolle geben, ihr diese vortrefflich spielen zu lassen, sich gut auszudrücken etc. Liest man aber die Comödie zu Ende, so läuft der Leser in Gedanken das ganze Stück durch und sieht auf die Verbindung, und kann alsdann oft nicht einsehen, warum der Dichter diese oder jene Person hineingebracht. Goldoni ist im Komischen vortrefflich, z. E. Der Diener zweier Herren. Wenn ich aber ans Ende komme, so laufe ich das Stück durch, frage nach dem rechten Zweck und finde ihn nicht. So weiss man beim Lessing, soviel Witz er auch immer zeigt, z. B. im Freigeist, wo Theophan viel gutes sagt, doch nicht, warum er ihm diese Rolle gegeben. Solche Comödienschreiber haben einen administrierenden aber keinen dirigierenden Verstand.« Die folgende hierher gehörige Stelle aus der Anthropologie 1791—92 scheint darauf hinzuweisen, dass Kant Dramen Lessings hatte aufführen sehen: »Es giebt viel solcher witziger Schriften, z. B. Goldonis und Lessings theatrale Werke, wo man während der Vorstellung zwar sehr unterhalten wird, aber zuletzt missvergnügt werden muss, wenn man sieht, dass man in der Erwartung, das Stück müsste am Schluss einen Zweck haben, betrogen wird.«

stande nicht mehr darbiere, als er brauchen kann, und zweitens, denke nicht daran, die Sinnlichkeit zu schwächen, denn dadurch nimmst du der Erkenntnis des Verstandes die Lebhaftigkeit, ohne welche sie gar keine Deutlichkeit haben kann; wenn ich kein Beispiel aus den Sinnen entlehnen kann, so sind meine Begriffe nicht verständlich. Hier ist also ein gemeinschaftlicher Vertrag zwischen beiden Kräften, und die eine kann ohne die andere nicht gebraucht werden. Man bemerkt in der Beredsamkeit die innigste Verbindung des Verstandes mit der Sinnlichkeit . . . die Sinnlichkeit ist etwas, was dadurch, dass sie nicht discipliniert ist, dem Verstande zufälligerweise zuwider sein kann.«

Maler und Dichter sind Virtuosen der Sinnlichkeit, wo nicht sowohl Wissenschaft, als eine grosse Geschicklichkeit erfordert wird, die in einer besonderen Ordnung der Vollkommenheit angetroffen wird, die mehr auf Kunst beruht. Hingegen der Mathematiker und Philosoph sind Meister des Verstandes. Sie vereinigen sich aber nur darin, dass Einer von dem andern immer etwas borgt; der Dichter nimmt vom Philosophen Begriffe, um dadurch seiner Kunst mehr Stärke zu geben, der Philosoph hingegen kann seine abstrakten Begriffe durch poetische Ausdrücke beleben.«

»Es ist sehr schwierig, von den Sinnen anzufangen und zum Verstande fortzugehen. Man bilde deshalb bei der Erziehung die Sinnlichkeit wohl aus, lehre den Zögling etwas von dem Gegenstande kennen und gebe ihm nicht alles durch Beschreibungen zu erkennen, die mehr im Verstande sitzen, als durch die Einbildungskraft vergegenwärtigt werden können. Dies schärft den Gebrauch seiner Sinnlichkeit, allein die Ausbildung des Verstandes muss immer neben der Ausbildung der Sinnlichkeit angetroffen werden, damit keine zügellose Einbildungskraft daraus entstehe.«

Leichtigkeit: »Es lässt manchen Menschen etwas leicht, ob es ihm gleich nicht leicht wird, und darin ist Voltaire ausgezeichnet; seine Schriften sehen sehr leicht aus; wenn man aber versucht, sie nachzumachen, so wird man eher eine künstliche Schrift, als dieses Leichte der Schreibart zu Stande bringen. Auch dieses Leichte wurde Voltaire nicht leicht, denn er verwendete viele Nächte auf diese Arbeit und brachte dabei die Hälfte derselben schlaflos zu, dass er auf Einfälle dachte, und dadurch

brachte er es dahin, dass alles, was er schrieb, mit einer gewissen Nettigkeit gedacht war, so dass es jeder leicht erkennen konnte <sup>1)</sup>. Dies ist das Angenehme in der Schreibart, und das Gegenteil von dem, welchem alles schwer lässt und schwer fällt und steif wird«.

Alles das heisst Arbeit, was an sich kein Vergnügen bei sich führt, sondern nur durch den Zweck vergnügt; . . . es giebt Beschäftigungen in der Musse, die an sich angenehm sind, z. E. die Beschäftigung des Spiels. Diese Beschäftigungen vergnügen unmittelbar ohne weitere Zwecke <sup>2)</sup>.

Nebenvorstellungen: »Es scheint, dass wir allen unsern Vorstellungen mehr Nachdruck geben können, wenn wir sie nicht allein, sondern mit einem Gefolge von Nebenvorstellungen zu verbinden wissen. — Manche passen so zu der Hauptvorstellung, wie ein goldener Rahmen zu einem Gemälde. Hier ist der Rahmen die Hauptsache; wenn er aber von Gold ist, so ist das Gemälde gemeinlich nicht viel wert; freilich sollte das Gemälde allein so viel Eindruck machen, dass man dabei alle anderen Reize übersähe.« Kleiderputz verdunkelt die Schönheit. Man muss Hauptsachen und Nebensachen gut unterscheiden. Die Zusätze sind aber auch nötig, »so dass man alles in Brühen auftragen muss, die gegenwärtig sehr geliebt werden <sup>3)</sup>. Sich auf diese Saucen zu verstehen, so dass man das Moralische mit einer solchen Sauce abkocht, woran sich ein jeder ergötzt, ist eine Kunst . . . . Wir haben also bei unsern Vorstellungen auf die

1) Diese Stelle, die wir oben p. 9ff. nicht berücksichtigt haben, weist für die Vorlesung auf eine Zeit nach 1778, dem Todesjahre Voltaires. Vgl. oben, p. 14 die Erwähnung Voltaires bei »Braucher«.

2) In dieser Bemerkung wird der Begriff des Spiels, der uns bereits in mehrfacher Verbindung bei Kant begegnet ist, in Beziehung gesetzt zu dem Begriff der Zweckmässigkeit. Wir erkennen in derselben einen Keim derjenigen Betrachtungen, welche einige Jahre später zur Entwicklung des Begriffs der Zweckmässigkeit ohne Zweck und zur Coordination von Aesthetik und Teleologie führen sollten.

3) Auch diese »gegenwärtig sehr beliebten Brühen« könnten wohl von einem, der mit der Geschichte der Königsberger Kochkunst vertraut ist, zur Datierung benutzt werden. Kant nahm in dieser Bemerkung wohl auf eine kürzlich eingeführte Mode Bezug. Vgl. auch die oben 245 p. Anm. 1 citierte Bemerkung Sulzers.

Zurichtung des Beförderungsmittels unserer Rede zu sehen; nachgerade ist die Neigung der Menschen so gerichtet, dass ihnen das vehiculum lieber wird, als die Sache selbst.«

»Abwechslung und Mannigfaltigkeit befördern unsere Geschäftigkeit sehr, denn Geschäftigkeit ist eine Quelle des Lebens. Das Leben beruht darauf, dass wir unsere Thätigkeit beweisen, dahero Neuigkeit dazu, dient eine grosse Stärke der Vorstellungen zu bewirken.«

Das Vermögen der Einbildungskraft ist zwiefach, ein produktives und ein reproduktives. »Das Reproduktionsvermögen ist das Vermögen, Bilder der Dinge, die ehemals gegenwärtig waren, wieder hervorzubringen « Es liegt aller Nachahmung und allem Gedächtnisse zu Grunde, wo unsere Einbildung nur nachbildet. »Das Produktionsvermögen ist schöpferisch und bringt Dinge hervor, die vorher in unseren Sinnen nicht so waren . . . Man hat Vorstellungen von der Art, wo Bilder nach einem andern Muster vorgestellt sind. Der Maler malt wirklich Gemälde, und ob er, z. B. die Gestalt von Menschen nimmt, so ändert er doch sehr vieles daran, wenn er ein Zerr<sup>geb.</sup>bild hervorbringen will. Gerard, ein Engländer, sagt die grösste Eigenschaft des Genies sei die produktive Einbildungskraft <sup>1)</sup>; denn Genie ist vom Nachahmungsgeiste am meisten verschieden, so dass man glaubt der Nachahmungsgeist sei die grösste Unfähigkeit, sich dem Genie zu nähern. Das Genie gründet sich also nicht auf die reproduktive, sondern auf die produktive Einbildungskraft, und eine fruchtbare Einbildungskraft in Hervorbringung der Vorstellungen giebt dem Genie vielen Stoff, darunter zu wählen.« Wir unterscheiden Phantasie und Imagination, unwillkürliche und

1) Aus dieser Äusserung und der oben p. 244 angeführten hat Grundmann geschlossen, dass Kant in der »Menschenkunde« bezüglich der Lehre vom Genie Gerard gefolgt sei. Grundmann scheint Gerard selbst nicht zu kennen. Der Einfluss Gerards tritt in der That erst in der »Urteilkraft« sichtlich hervor. Auch Tetens, Philosophische Versuche über die menschl. Natur (1777) I, p. 107 erwähnt Gerard in demselben Zusammenhange: Das Dichtungsvermögen, eine schaffende Kraft, ist die selbstthätige Phantasie, das Genie nach H. Girards (sic!) Erklärung, und ohne Zweifel ein wesentliches Ingrediens des Genies. Er nennt p. 119 Gerard »den scharfsinnigen Beobachter des Genies« i. e. der bildenden Dichtkraft.

willkürliche Einbildungskraft <sup>1)</sup>. Die willkürliche ist schöpferisch, die unwillkürliche schwärmt. »Dichten ist absichtliche Schöpfung neuer Vorstellungen« aus dem Vorrathe der bereits vorhandenen. Es giebt auch unwillkürliche Dichtung sowohl im Traume als im Wachen. Das Dichtungsvermögen ist die Grundlage aller Erfindungen. Der Verstand muss die neuen Vorstellungen prüfen und »so umbilden, dass sie mit den Ideen der Vernunft zusammenhängen.« »Die Fähigkeit des Gemüths, mit der Schöpfung idealer Welten beschäftigt zu sein, ist der Quell aller Glückseligkeit, wie auch aller Übel.« <sup>2)</sup>

»Das Gesetz, wonach der Verstand alles ordnet, heisst das Gesetz der Association <sup>3)</sup> (der Vergesellschaftung), Vorstellungen sind vergesellschaftet, wenn ein Grund einer Verbindung da ist, durch den die Vorstellungen verwandt, oder wenigstens benach-

1) Ähnlich ist der Unterschied bei den späteren englischen Kritikern zwischen fancy und imagination. Doch wurde schon vor Addison fancy und imagination unterschieden.

2) Wir vergleichen zu dem ganzen Absatz Burke, *Subl. a. Beaut. Introd. On Taste: the mind of man possesses a sort of creative power of its own; either in representing at pleasure the images of things in the order and manner in which they were received by the senses, or in combining those images in a new manner, and according to a different order. This power is called imagination; and to this belongs whatever is called wit, fancy, invention, and the like . . . this power of the imagination is incapable of producing anything absolutely new; it can only vary the disposition of those ideas which it has received from the senses. Now, the imagination is the most extensive province of pleasure and pain, as it is the region of our fears and hopes and of all our passions that are connected with them.*

3) Dies von Locke und Hume aufgestellte Gesetz der Association der Ideen, welches auf die Ästhetik Meiers, Sulzers und namentlich auch Diderots bedeutenden Einfluss gehabt hat, welches Gerard insbesondere im zweiten Teil seines *Essay on Genius* bezüglich seiner Bedeutung für die Lehre vom Genie eingehend geprüft hat, wird auch von Kant in der »Urteilkraft« im Kapitel von den ästhetischen Ideen verwertet. Bereits bei »Nicolai« lauten die Überschriften zweier Kapitel: Von den *perceptionibus complexis, primitivis und adhaerentibus*; und Von den Vorstellungen, wie sie durch die Verschiedenheit eine Unterscheidung gegen einander machen, und die eine die andere dadurch ins Licht setzt, oder von der Abstechung, Abwechselung und dem Widerspruch.

bart sind, so dass man sie durch die Einheit des Ortes und der Zeit verbinden kann. — Begriffe sind durch die Verwandtschaft verknüpft, wenn sie im Verstande mit einander verbunden sind; sie sind durch die Nachbarschaft verknüpft, wenn sie mit nichts anderem mit einander verknüpft sind, als durch die Einheit des Ortes und der Zeit . . . die Vorstellungen mögen durch die Ähnlichkeit, (+ oder) als Ursache und Wirkung mit einander verwandt oder benachbart sein . . . Unsere Phantasie ist so ausschweifend, dass selbst die geringste Ähnlichkeit Vorstellungen vergesellschaftet. Diesen unwillkürlichen Lauf der Imagination bemerkt man in jedem gesellschaftlichen Gespräche. 1) Es ist das ein unregelmässiges Herumschweifen der Einbildungskraft »die Imagination ist unbändig und man kann sie nicht so in seiner Gewalt haben, dass sie immer im Gleise des Verstandes bliebe, sie geht ihren Lauf nach Ähnlichkeiten immer fort. Dieses Gesetz der Vergesellschaftung, nach dem die Imagination fortläuft, ist ein Naturgesetz, welches (+ nicht) durch die Vernunft zu Stande gebracht ist. Die Vernunft bringt ein Gesetz der Kunst hervor, das die blosse rohe Natur nicht würde zu Stande gebracht haben 2). Daher muss die Vernunft sich dieses Gesetzes der Vergesellschaftung so bedienen, dass die Regeln immer nach ihrem Gesetze herauskommen und auf einen Zweck der Vernunft gehen.«

»Woher mag es kommen, dass ein gewisser Lauf der Phantasie für uns sehr ergötzlich und wo das menschliche Gemüt in einer Art von angenehmer Bewegung ist, indem sich gewisse leichte Eindrücke, die mannigfaltig sind, einfinden, und ein unbedeutendes Spiel der Empfindungen in uns erregen?« Bei einem veränderlichen Kaminfeuer verlieren wir uns in die tiefsten Ge-

1) So war z. B. auch Lessing der Ansicht, dass die Natürlichkeit und Ungezwungenheit des dramatischen Dialogs vorzugsweise von der Beobachtung der Gesetze der Ideenassociation abhängt.

2) Dieser Gegensatz zwischen dem Naturgesetz und dem Vernunftgesetz der Ideenassociation wird von Kant auch in der »Urteilkraft« § 49 bei Behandlung der ästhetischen Ideen berührt. Von der produktiven Einbildungskraft heisst es daselbst, sie ist »mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur« nach höheren Vernunftprinzipien, »wobei wir unsere Freiheit vom Gesetze der Association fühlen.«

danken. Gedanken, die mit den mannigfachen Gestalten desselben Ähnlichkeit haben mögen. Ein Bach, der über Kiesel läuft, führt uns auf tausenderlei Gedanken. Im Morgengrauen bilden wir uns Gestalten in den Vorhängen. »Der Anblick eines vom Winde aufgetürmten Meeres erregt die Phantasie und hält sie fest. Man kann sich daran nicht satt sehen, weil es unregelmässige Gestalten sind, bei denen das Gemüt auf tausenderlei Gedanken kommen kann.« Auch der Taback giebt der Phantasie Anlass, das Spiel der Gedanken zu unterhalten. »Eben darum ist auch eine weite Aussicht angenehm.« Unser Gemüt findet ein Vergnügen daran und fühlt eine Stärke, wenn es sich weit ausdehnen kann. »Wenn die Aussicht weit ist, so sind alle Gegenstände schwach, aber die Menge macht, dass unsere Phantasie, die immer über die Gegenstände dolmetscht, im Spiele erhalten wird.« 1)

»Die zügellose Phantasie bei einem Dichter überschreitet die Schranken und übertreibt alles. Es ist aber die grösste Stärke der menschlichen Seele, wenn sie alle Talente in ihrer Gewalt hat, jede Kraft dazu anzuwenden, wozu sie will, die Bewegung des Gemüts zu erregen und zu hemmen, und überhaupt alle Be-

---

1) Vgl. »Urteilkraft« § 22 Schluss. Die ganze obige Stelle hat einen eigentümlichen, intimen Reiz, fast wie ein Blatt aus einem Tagebuche. Kant litt an Schlaflosigkeit. Er hatte Gefühl für die Schönheiten der landschaftlichen Natur. Ob freilich bei Königsberg Bäche über Kiesel laufen, bezweifeln wir. Um so mehr hörte man sie in der gleichzeitigen Lyrik plätschern. Das Meer hatte er bei Pillau gesehen, war sich auch der Bedeutung desselben für Königsberg bewusst (vgl. Vorrede zur Anthropologie, Anm. 1.) Von schönen und weiten Aussichten spricht er, wie einer seiner Lieblingsautoren, Addison, auffallend oft in seinen Vorlesungen. Den Blick auf den Löbenicht'schen Stadtturm von seinem Fenster aus musste ihm der gefällige Nachbar für die Meditationen der Dämmerstunde frei halten. »Der bestirnte Himmel über ihm« war wohl auch eine solche weite Aussicht, »bei der sich das Gemüt ausdehnen konnte.«

Geibel hat uns das Bild des grossen Friedrich auf der Terrasse von Sanssouci gezeichnet. Der alte Kant am Kaminfeuer seiner schmucklosen Studierstube ist ein Gegenstand, mit dem sich eine malerische Phantasie liebevoll befassen könnte. Rauchen allerdings dürfte er nicht. Das Pfeifchen stimmt nicht zu der erhabenen Einsamkeit des Mannes.

trachtungen über einen Gegenstand zu ordnen. Die Regellosigkeit ist noch reger (= ärger) als die Zügellosigkeit; sie besteht darin, dass die Phantasie dem Verstande nicht folgen will, sondern auf Ungereimtheiten läuft und den Verstand verächtlich macht. Die Phantasie hintergeht den Verstand mit Ähnlichkeiten der Bilder, und so wird mancher in regelloser Phantasie durch ähnliche Bilder getäuscht . . . die zügellose Phantasie zeigt noch Stärken an, obgleich der Verstand unwillkürlich dem Gemüte folgt, aber die regellose macht den Menschen unfähig zum Gebrauch des Verstandes.« »Die Abendländer haben viel Verstand und wenig Phantasie, die Morgenländer wenig Verstand und viel blühende Phantasie.«

Der Witz ist ein positives Erkenntnisvermögen, die Urteilskraft ein kritisches. Der Witz belebt das Gemüt und leitet es aufs Mannigfaltige, die Urteilskraft schränkt die Lebhaftigkeit ein und macht unsere Gedanken behutsam . . . »Aller Witz ist ein Spiel; er ist aber doch nützlich, denn jeder Einfall giebt eine Mannigfaltigkeit von Bedeutungen. Durch den Witz werden Regeln gegeben, und diese haben grosse Brauchbarkeit; denn eine jede Regel dient dazu, eine Menge von Fällen zu beurteilen, und ist ein concentrirter Begriff, der eine Menge anderer enthält; die Urteilskraft aber schränkt diese Erwerbung ein; denn so wie der Witz unser Denken dreist und waghast macht, so macht die Urteilskraft verlegen und behutsam; sie ist zwar rühmlich, aber glänzt nicht.«

»Der Witz ist eine Quelle von Einfällen, die Urteilskraft von Einsichten . . . Ein Buch, das an Einfällen reich ist, hat etwas Anziehendes, nur müssen die Einfälle nicht zu sehr abwechseln, sondern einen Zusammenhang mit der Hauptsache haben.« »In Deutschland sind sie Contrabande (verbotene Ware), wer da mit bloßen Einfällen kommt und nicht Einsichten daraus zu machen weiss, dem geht es übel . . . Selbst von Montesquieu, dessen Verdienste bei den Franzosen so hoch angeschlagen werden, dass sie ihn sogar einen zweiten Solon nennen, wird man wohl unterhalten, aber man lernt doch nicht viel von ihm. Die Wissenschaften haben durch ihn nichts gewonnen. Es sind Blicke und Fingerzeige, die er giebt, damit man nachdenken soll, und gegen die man doch misstrauisch ist, ob sie Stich halten werden,

die zwar Anfangs tauglich scheinen, aber im Zusammenhange unmöglich sind und den Leser auf Hirngespinnste führen.«

›Die Jagd nach Witzworten ist sehr ekelhaft für den, der einen Schriftsteller lieset, der darnach jagt, und da kann der Verstand durch den Witz auf die Tortur gelegt werden.«

›In Rabelais Schriften kann man nicht einen Bogen lesen, ohne sich ihn ganz zu verekeln, weil alles am Ende ein bloßes Spiel ist, das an sich selbst keinen Wert hat, und wo es immer auf eine besondere Art ankommt, Begriffe zusammenzustellen, von denen man sich keine Verwandtschaft gedacht hat; aber da alles das doch kein Erwerb für das menschliche Herz ist, und es doch immer die Absicht der Menschen ist, mit ihren Erkenntnissen etwas zu gewinnen, so ist es am Ende doch schaal; denn der Plan ist nicht so zugeschnitten, dass es einen Zweck hat; das Gemüt ist so geartet, dass, so sehr es auch nur auf Belustigung ausgeht, es doch nach Wirklichkeiten strebt, damit der Verstand etwas gewinnt; daher hat das bloße Spiel des Witzes nichts Befriedigendes und findet nicht anders einen Wert als durch die Neuigkeit. So sehr der Witz aber auch beliebt ist, so wird am Ende doch verlangt, dass er ein Produkt des Verstandes hervorbringen soll.«

›Der Witz soll originell sein, denn nichts ist elender, als nachahmender Witz; daher sollten die Deutschen nicht Profession davon machen, weil es der deutschen Nation nicht angemessen ist, Originalität zu besitzen; sie hat einen starken Hang zur Nachahmung.«

Das Paradoxe. Woher kommt das Gefallen am Paradoxen? ›Die Ursache ist, wir bekommen dadurch Hoffnung zu einer neuen Einsicht und lernen die Sache von einer andern Seite kennen, als wir sie noch gekannt haben; wir erhalten Hoffnung, uns dadurch von einem alten Wahne zu befreien. Es giebt eine Affektation des Paradoxen, die wohl keinen Ruhm verdient, aber es giebt auch Köpfe, die in ihrem Urteil immer etwas Paradoxes haben, das dem gemeinen Wahne widerstreitet. Dies ist unterhaltend, regt auf und berichtigt zugleich unsere Verstandeskäfte; denn es entsteht die Vermutung, dass hinter dem Paradoxen Wahrheit sein werde.«

Das Naive. ›Naiv schreibt ein Mann, wenn er vernünftig schreibt, aber so, dass es scheint, als habe er gar nicht darauf

acht, wie er werde beurteilt werden, sondern dass er sich selbst genug thue.« Die Peinlichkeit der Sorgfalt muss nicht in die Augen fallen. »Gleichwie die Peinlichkeit der Ordnung einen kleinen Geist verrät, so zeigt eine edle Nachlässigkeit an, dass keine ängstliche Aufmerksamkeit in unserm Betragen herrscht. So giebt es Peinlichkeit in Kleidern, im Putze; Pedanten, die sehr verächtlich sind. Eben dies können wir von der Deutlichkeit sagen; freilich unordentlich zu schreiben, um ein Genie zu heissen, scheint eine thörichte Anmassung zu sein, sich vor Andern auszeichnen zu wollen. Aber es mag sein, dass die Ordnung den freien Aufschwung unseres Geistes hindert, oder dass unsere Freiheit einen besonderen Gang in der Ordnung geht, den wir nicht beschreiben können, genug wir finden, dass die Popularität eine Art der Deutlichkeit ist, wo wir die Ordnung gar nicht so gern beobachten, . . . hier muss wohl eine andere Ordnung stattfinden, die wir nicht kennen, die alle unsere Kräfte ausbilden kann, sofern wir sie im Umgang mit Menschen gebrauchen.«

Gedächtnis: Vergesslichkeit rührt von den Romanen her. »Einen Roman zu behalten wäre die unvernünftigste Belästigung des Gedächtnisses; wer wird die Träume eines anderen behalten?« Boileaus Gedächtnis wurde dadurch geschwächt. »Romane sind teils durch die leeren Wünsche von Glückseligkeit, teils durch die Affekten und Nervenkrankheiten, die sie erregen, schädlich.« Aufmerksamkeit und Gedächtnis werden durch sie geschwächt und das Gemüt zerstreut; »sie sind demnach die nachteiligste Lektüre.«

Beredsamkeit und Dichtkunst unterscheiden sich so, dass beim Dichten »die Unterhaltung der Sinnlichkeit, i. e. unserer Imagination und unserer Affekten die Hauptabsicht ist, der Verstand aber doch auch mit dazu kommt.« Die Belebung der Imagination ist Hauptzweck, der Verstand »soll dem Spiele der Einbildungskraft nur Einheit geben.« »Die Dinge müssen sich untereinander nur nicht widersprechen, ob sie der Wahrheit widersprechen, darnach wird nicht gefragt.« Bei der Beredsamkeit werden die Begriffe des Verstandes durch den reichen Stoff der Sinnlichkeit, durch die Bilder der Einbildungskraft belebt. »Die schönen Künste sind Künste, welche dazu dienen, unsere Gemütskräfte harmonisch <sup>1)</sup> zu beleben. Sie sind nicht bloss unmittel-

1) Vgl. oben bei »Nicolai« die Definition des Gedichtes als harmonisches Spiel der Gedanken und Empfindungen.

bare Unterhaltungen, um die Langeweile <sup>1)</sup> zu vertreiben, sondern sie bilden das menschliche Gemüt aus, indem sie den Witz in Thätigkeit setzen, der nicht ohne Verstand Einheit haben kann. So geben sie dem Verstand genug zu schaffen und unterhalten das menschliche Gemüt in der übereinstimmendsten Aktion.«

»Die poetische Sprache ist bei allen Völkern vor der guten Prosa vorhergegangen <sup>2)</sup> . . Die Poesie war ein sehr grosser Schwung des menschlichen Genies, sofern alle Begriffe unter Bilder gebracht wurden. Nun sollte angefangen werden, die Begriffe des Verstandes mit angemessenen Ausdrücken zu bezeichnen.« Da die Sprache sehr arm an abstrakten Ideen war, ist es zu begreifen, »wie bei allen Völkern eine Art von Poesie den Anfang machte.«

»In Deutschland ist man <sup>3)</sup> einmal auf den Einfall gekommen, die orientalische Beredsamkeit in Gang zu bringen; aber wir können Gott danken, dass wir sie los sind; denn die morgenländischen Völker hatten immer einen Bombast von Ideen, die über die Grenze des Verstandes hinausgingen. Wir Europäer sind zu einer Art von Reinigkeit im Denken gewöhnt; das zu sehr Ausgeschmückte und Aufgeputzte ist dem Charakter aufgeklärter europäischer Völker nicht angemessen, und die ganze Manier der abendländischen Völker ist von der Art, dass sie mehr für den Verstand, als für die Sinnlichkeit haben wollen. Die Sinnlichkeit muss nur in dem Grade herrschen, um den Begriffen des Verstandes Leben zu geben, aber nicht, um den Verstand zu verdunkeln, und ihn von seinem Gegenstande abzuführen.«

»Musik ist ein blosses Spiel der Empfindungen und bringt keine Begriffe hervor, sondern das dadurch bewegte Gemüt wird zu Phantasieen gelockt, und die Empfindungen werden dadurch rege gemacht.« Die Musik bezeichnet keine Gedanken; »sie ist blos ein gewisses harmonisches Spiel von Empfindungen, und das

1) Dubos hatte bekanntlich den seelischen horror vacui, die Furcht vor der Langeweile zum Grundmotiv der schönen Künste gemacht.

2) Das bedeutungsvolle Wort Hamanns: Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts, klingt hier an. Der Gedanke selbst jedoch war ein Gemeinplatz, lange vordem Hamann und die Stürmer und Dränger ihn mit reformatorischem Enthusiasmus aufgriffen.

3) Wir sahen bereits, dass hiermit besonders Hamann und Herder gemeint sind.

Wohlgefallen an der Verbindung der Töne beruht darauf, dass das Nervensystem dadurch harmonisch bewegt und belebt wird . . . . die Poesie hat mehr Übereinstimmendes mit der Musik, weil dadurch nicht sowohl der Verstand als die Sinnlichkeit beschäftigt und das Spiel der Empfindungen rege gemacht wird, indem die Thätigkeit des Gemüts dadurch mehr in Bewegung gesetzt wird, so dass es nicht überspannt wird, aber auch nicht zu sehr erschläft, in welchem Falle wir mehr das Leben unseres Geistes fühlen. In der Poesie ist also das Hauptwerk die Sinnlichkeit, aber indem der Dichter blos das Spiel der Empfindungen zu beleben scheint, beschäftigt er auch den Verstand; denn sonst gefällt das Gedicht nicht; der Verstand muss daher insgeheim und unvermerkt belehrt werden. Man muss zwar scheinen blos belustigen zu wollen, aber dabei doch belehren.« Beim Dichter muss nicht eine »kaltblütige Ausputzung der Vernunft hervorspringen, sondern er muss blos die Sinnlichkeit unterhalten zu haben scheinen.« Die Poesie, ob sie gleich keinen Zweck hat, ist schon an sich selbst unterhaltend . . . »Wenn der Dichter eine ganze Reihe von Gedanken mit Bildern ausschmückt, so muss das Schöne sogleich hervorleuchten, der Verstand muss aber erst hinterher kommen und der Gedanke nicht sogleich, sondern erst im Nachgeschmack hervorscheinen.«

»Warum müssen wir dichten, um uns durch Ideen zu belustigen? Es scheint in unserer Natur etwas zu sein, warum uns unser Zustand nicht ganz gefällt; wir müssen daher unsere Zuflucht zur Fabel nehmen . . . . Aber nicht nur dem Inhalte, sondern auch der poetischen Einkleidung nach ist uns das Gedichtete angenehmer. Die Ursache ist die Belebung unserer Einbildungskraft; dass sie einen hohen Schwung nehmen und sich verbreiten kann, ist etwas, das unser Gemüt sehr stärkt, und alle Erfindungen setzen eine fruchtbare Einbildungskraft voraus; ohne diese kann auch unsere ganze Verstandesgabe nichts erfinden.«

Poesie, die blos Natur malt, will nicht gefallen. Brockes irdisches Vergnügen in Gott zeigt gute Absicht und wohl auch reiche Imagination, ist aber schwerfällig. Hallers Beschreibungen der Alpen sind nicht poetisch, wie selbst seine Bewunderer sagen, wenn auch klar und begreiflich; »denn bei Beschreibungen bleibt die Poesie weit hinter der Natur zurück; wenn sie sich aber der Imagination überlässt, so steht die Natur weit hinter der Poesie

in Ansehung der Erfindung zurück.« »Die Dichter müssen sich daher gar nicht damit abgeben, Dinge der Natur zu malen<sup>1)</sup>. In Lehrgedichten z. B. vom Ursprung des Übels, sieht man, wie doch immer poetische Ideen hineingebracht sind. Will man aber wie Brockes eine Blume malen, so ist das Kinderspiel und bleibt hinter der Natur. In der Welt der Geister<sup>2)</sup> giebt die Poesie vielen Stoff, so dass Milton in seinem verlorenen Paradiese eines der herrlichsten Gedichte geliefert hat, weil man von solchen Sachen nichts weiss. Wenn man sich einen erhabenen Geist denkt, und einen andern mit einer feindlichen Gesinnung gegen den Regierer der Welt, und gegen den obersten Beherrscher, was können da für Ideen hervorgebracht werden! Aber wenn man Dinge so schildern will, wie sie sind, da kommt die Vergleichung (= Beschreibung) der Sache niemals genugsam bei.«

Von den schönen Künsten, die aus dem Dichtungsvermögen ihren Ursprung haben: Sie sind Erzeugnisse der Einbildungskraft. Poesie und Beredsamkeit sind ein Spiel von Ideen. »Beide bemühen sich, die Begriffe und Ideen des Verstandes und als (= das) Spiel der Sinnlichkeit so nebeneinander zu stellen, dass sowohl der Verstand, als die Sinnlichkeit dabei zu thun hat.« Gesang und Tanz gehören zusammen. Musik gefällt nur, insofern sie singbar ist. Wieso der Mensch durch das Singen angenehm affiziert wird, ist schwer zu sagen; am Ende läuft doch alles, wie beim Vogel, »auf die Erhaltung der Gesundheit des

1) Hier zeigt sich offenbar der Einfluss von Lessings Laokoon, XVII, wo auch Hallers Naturbeschreibungen als klar und verständlich, aber nicht poetisch bezeichnet werden. Lessing verurteilt daselbst die durch die Schweizer theoretisch, durch Thomson, Haller und Brockes praktisch vertretene, beschreibende Poesie. Doch hatten die Schweizer bereits bemerkt, dass Brockes und Haller sich in Beschreibung von Blumen mehr als Naturkundige, denn als Poeten zeigten. Lessing in den Kollektaneen zum Laokoon citiert aus Popes Prolog zu den Satyren, V. 340, die ironische Bemerkung . . . . who could take offence.] While pure description held the place of sense; desgl. eine Äusserung von Warburton: Descriptive Poetry is the lowest work of a genius.

2) Auf die Geisterwelt, als das eigentliche Feld der Poesie, hatte zuerst Addison im Hinblick auf Shakespeare und Milton hingewiesen; die Schweizer waren ihm gefolgt; durch Baumgartens Begriff der heterocosmischen Erdichtungen wurde sie ästhetisch legitimiert.

Thieres hinaus; denn wenn ein Subjekt seine ganze Lebenskraft und sich selbst mit allen Trieben der Thätigkeit fühlt, so befindet es sich wohl«. »Die Ursache des Wohlgefallens an der Musik wird daher wohl sein, dass wir gleichsam in Gedanken immer singen; wir sehen ja schon, dass, sobald der Wein jemand belebt, er an zu singen fängt, welches für ihn sehr gesund ist. . . . Das Singen kann für die Menschen sehr gesund sein, ob es gleich die vernünftige Unterhaltung nicht befördert. . . . Ideen kann die Musik nicht erwecken, und wenn man die Musik auf einen andern Text setzt, so findet man ebendasselbe darinnen, einige wenige Töne ausgenommen, wo die Musik Affekten bezeichnet, die sonst bei den Menschen mit den Tönen verbunden zu sein pflegen, welches aber nicht viel beträgt. . . . Der Tanz ist ein Spiel der Gedanken (= Gestalten) . . . Die Gestalt enthält die Veränderung des Mannigfaltigen im Raume, aber die Veränderung des Mannigfaltigen in des Zeit ist das Spiel. . . . Das Spiel der Ideen befördert man also durch Poesie und Beredsamkeit, das Spiel der Empfindungen aber durch Musik und Tanz«.

Warum wird die Poesie zwar gelobt, aber nicht bezahlt? »Bei der Poesie ist dies das Unglück, dass da sie für Jedermann ist und gradezu auf die Sinne trifft, das Spiel der Ideen in ihr eigentlich auf Kosten des Verstandes geht; denn der Dichter stellt alles so zum Vorteil der Sinnlichkeit vor, dass der Verstand dabei wenig zu schaffen hat. Dichter dürfen nie eine Sache abhandeln, ohne sie zu übertreiben, denn sonst würden sie nicht genug auffallen und eben darum überschreitet der Dichter immer die Wahrheit, auf Kosten des Verstandes. Kein vernünftiger Mann wird seinen Zöglingen, die er unter Aufsicht hat, anraten, sich die Geschicklichkeit eines Poeten zu erwerben; denn es ist immer zu glauben, dass derselbe mehr auf Hirngespinnste, als auf nützliche Betrachtungen geraten würde«. . . . »So hat bisweilen ein Jurist grossen Hang zur Dichtkunst, und verabsäumt wohl darüber sein Amt, wenn er gleich getadelt und heruntergemacht wird, aber er kann es einmal nicht lassen; hieraus sieht man, dass der Kitzel zum Dichten das Unangenehmste von der Welt sein muss 1)«.

---

1) Vgl. Locke, *Some Thoughts Concerning Education*: if he have a poetic vein, 'tis the strangest thing in the world that the

Wir können uns Gegenstände vorstellen im Scheine, in der Apparenz, wie sie in den Sinnen erscheinen, und in der Realität, wie die Gegenstände in sich selbst (+ sind). »Es giebt zwei schöne Künste, wo unsere schöpferische Imagination Dinge in der Apparenz vorstellt, Malerei und Bildhauerkunst«. Die Bildhauerkunst ist schöner, weil Fehler leichter hervortreten und der Schein der Körperlichkeit grösser ist. Sie kann aber nicht wie die Malerei eine Gegend darstellen. Die Wachsbildnerkunst, obwohl sie grösste Ähnlichkeit erzielt, gefällt weniger, denn »hier ist nicht mehr der Schein, sondern die Sache selbst scheint da zu sein«. Ebenso ist es, wenn man eine steinerne Bildsäule mit Farben anstreichen wollte; man würde darüber erschrecken, weil es zu sehr die Sache selbst ist, und wir da die Kunst, den Schein hervorzubringen, nicht ganz von der Wirklichkeit unterscheiden können. . . . Daher ist es falsch, wenn einige geglaubt haben, die marmornen Bildsäulen dadurch sehr zu verbessern, dass man auch die Pupille in den Augen sehen liess; die Alten haben dies nie gethan<sup>1)</sup>, und es würde ekelhaft sein. Der Schein muss

father should suffer it to be cherished or improved . . . I know not what reason a father can have to wish his son a poet, who does not desire to have him bid defiance to all other callings and business. Auch Gottsched äussert sich in der »Kritischen Dichtkunst« in charakteristischer Weise: da ich die Poesie jederzeit für eine brotlose Kunst gehalten habe, so habe ich sie auch nur als ein Nebenwerk getrieben.

Descartes schreibt in einem Briefe an die Prinzessin Elisabeth: Je crois que cette humeur de faire des vers vient d'une forte agitation des esprits animaux qui pourrait entièrement troubler l'imagination de ceux qui n'ont pas le cerveau bien rassis.

1) Auch in diesen Bemerkungen über das Fehlen der Farbe und der Pupillen schliesst sich Kant an Winckelmann an. Vgl. auch aus dem Anthropologieheft der Gotthold'schen Bibl. vom Jahre 1794—95: Nicht auf den Sinneneindruck kommt es an, sondern auf die Selbstthätigkeit des Verstandes und der Einbildungskraft in wechselseitiger Unterstützung. Z. E. ein Apoll in schwarzem Marmor gilt für den Sinn nichts erhebliches, aber sein Ebenmass, seine geistvolle Bildung macht das Spiel der Ideen. Dass hier Winckelmann zu Grunde liegt, ahnt man schon aus der charakteristischen Wendung »geistvolle Bildung«. Winckelmann hält die Farbe nicht für wesentlich zur Schönheit; die Farbe des Metals, des schwarzen oder grünlichen Basalts sei der Schönheit alter Köpfe nicht nachtheilig. Die Bildung mache

bleiben; denn auch in der Malerei hält das der Mensch für recht schöne Gestalten, die nicht mit den menschlichen Verhältnissen übereinstimmen, und sie gefallen eben darum. — Den Apollo im Vatikan hält man für die schönste Figur, und doch sind die Beine bei ihm weit länger, als die Proportion des Menschen ist, aber eben diese Disproportion ist es, die ihn so sehr hervorragen macht, dass er eben darum ein Gott zu sein scheint, welches die Erfindungskraft des Griechen anzeigt, der das rechte Verhältnis wohl kannte, aber es überschritt<sup>1)</sup>.

Die dichtende Kraft geht auf Hervorbringung der Dinge in der Wirklichkeit, in der Baukunst und Gartenkunst. »Vom Nutzen der Gärten wird hier ganz abgesehen«. Die Engländer haben die Gartenkunst zur schönen Kunst gemacht. »Bei uns ist noch nicht an den guten Geschmack im Gartenwesen gedacht worden; denn nichts ist ängstlicher, als zwischen zwei glattgeschorenen Hecken eingemauert zu sein, weil man da keine Aussicht hat. Bei uns muss also die Sache noch bearbeitet werden«<sup>2)</sup>.

Von dem Gefühle der Lust und Unlust. Die Vermögen des Menschen werden eingeteilt in 1. Erkenntnisvermögen;

---

das Wesen der Schönheit aus. (Gesch. d. Kunst. Bd. 4, Cap. 2. § 19.)

Es ist interessant zu fragen, was aus Goethes Iphigenie und Hermann und Dorothea geworden wäre, wenn Winckelmann bereits die ursprüngliche farbenfreudige Polychromie der Antike gekannt hätte. Unsere classische Litteratur ist nicht ganz zum Vorteil durch den historischen Irrtum Winckelmanns, der die Leichenblässe der exhumierten Statuen für einen Teil der idealen Durchgeistigung mit dem Charakter der Einfachheit und Stille hielt, beeinflusst worden.

1) Das hatte, vor Hogarth (vgl. oben p. 102, Anm. 2 und Text) und Winckelmann, Gérard de Lairesse im »Groot Schilderboek« bemerkt. Auch Baco verlangte für die höchste Schönheit some strangeness in the proportion (aliquid minus conforme in compagine). Der ganze Abschnitt über die Plastik ist augenscheinlich von Winckelmann inspiriert.

2) Das wurde sie auch in der That, u. A. von Schiller in seinem schönen Aufsatz über den Gartenkalender und von Goethe in Anlegung des Parks zu Weimar. Burke, Subl. a Beaut. III, 4 bemerkte das Aufkommen der englischen und das Abkommen der französischen Gärten.

2. Gefühl der Lust und Unlust; 3. Begehrungsvermögen oder Wille. Das Gefühl der Lust und Unlust ist ein anziehender Gegenstand. Es ist schwer zu erklären, was Vergnügen und was Schmerz ist. Lust ist Beförderung, Schmerz Hemmung des Lebens. Unser Leben besteht in Thätigkeit. »Wir bemerken eine harmonische Bewegung aller unserer Gemütskräfte bei der Musik, Dichtkunst, welche ein Gefühl von der Beförderung des Lebens sind. Viele vermeintliche geistige Vergnügungen sind mittelbar doch körperlich, ob wir schon dafür halten, dass nur unser Geist dadurch ein Vergnügen erhalte; z. B. die Musik trägt zur Verdauung und zur Gesundheit bei<sup>1)</sup>, und da wird unser Gemüt durch das Wohlbefinden des Körpers mit in Bewegung gesetzt, welches man das idealische Vergnügen nennt«.

---

1) Damit muss es wohl seine Richtigkeit haben, wenn man die Geschichte wahr ist, die Kant »Menschenkunde« p. 66 erzählt: »Einem Menschen, der sehr mit Spulwürmern geplagt ward, hat man damit geheilt, dass man ihm erst eine gelinde Abführung und dann ein Brummeisen in den Mund gab, worauf er, wenn er auf die Commodität ging, spielte; dadurch gingen alle Spulwürmer weg. Man dürfte also nur jemandem, der davon geplagt wird, einen Bass an die Rippen setzen, und sie würden vertrieben werden. Die Ursache ist folgende: Wir haben in uns einen Darmkanal, der mit den Saiten der Musik Ähnlichkeit hat; vermittelt der Nerven erfährt derselbe Schwingungen, wenn das Nervensystem in Erschütterung gerät, so geht dies durch den ganzen Darmkanal hindurch; da werden dann die Würmer, die sehr zart sind, erschüttert, können sich nicht mehr anhalten, weil sie betäubt sind, und werden so durch die peristaltischen Gänge abgeführt«. »Das Wohlgefallen und das Missfallen an der Musik hat einen unmittelbaren Einfluss auf den Darmkanal, auf das Zwerchfell, je nachdem die Erschütterungen der Gesundheit zuträglich oder unangenehm sind«. Man vergleiche hier Erdmann, Reflexionen, I. No. 99. »Kant studierte förmlich seine Leibesverfassung, wie er als Philosoph die Verfassung der menschlichen Vernunft untersuchte« (K. Fischer). Es ist nicht unmöglich, dass er die Musik als Mittel der Diät am eigenen Leibe erprobt zu haben glaubte. Er liebte die Militärmusik wohl auch nur ihrer nervenerschütternden Wirkung wegen. Im übrigen hielt er, wie das Romanenlesen, die Musik für verderblich für die Jugend. Vgl. Erdmann, Reflexionen No. 382. »Junge Leute muss man in Acht nehmen vor frühem Spiel, Umgang mit Frauenzimmern und Musik«.

»Die schönen Künste, die Dichtkunst, die Malerei sind alles Hilfsmittel wider den idealen Schmerz. Ein Mensch der völlig gesund am Geiste wäre, würde die schönen Künste nicht achten<sup>1)</sup>. Die schönen Künste enthalten unaufhörlich Eindrücke auf das Gemüt, wodurch der Mensch genötigt wird, immer etwas zwischen den idealischen Schmerz zu mischen; denn da die schönen Künste eine solche Mannigfaltigkeit haben, dass sie es niemals bis zum völligen Überdruß bringen können, so sehen wir, dass sie auf verfeinerte Seelen tiefe Eindrücke machen, die für (— da hier?) Seelen, die durch idealischen Schmerz gereizt sind, auch idealische Hilfsmittel haben müssen«<sup>2)</sup>).

Der Genuss der Vergnügungen besteht im Abbruche, etc. der Verschwendung der Lebenskraft, »mit Ausnahme der Vergnügungen der Geselligkeit; diese sind nicht Erschöpfungen, sondern Ermunterungen, indem sie allen unsern Talenten Nahrung geben. Dazu wird kein Organ unserer Lebenskraft verwandt; das Prinzip des Lebens steckt im denkenden Geiste. Daher ist das grösste Vergnügen das, nach welchem man geschickter geworden ist. Solche Vergnügungen machen sogar, dass man im Genusse mehr vertragen kann und befördern überhaupt das Wohlbefinden des Körpers«<sup>3)</sup>).

---

1) Man hat neuerdings wieder darauf hingewiesen, dass Kant Melancholiker war. Obige Ausserung ist in diesem Zusammenhang bezeichnend. Sie erinnert an Schopenhauer, u. A. an den Schluss des § 52 der »Welt als Wille und Vorstellung«.

2) Auch an Young, Original Composition, einleitende Bemerkungen, wäre zu erinnern: When stung with idle anxieties, or teased with fruitless impertinence, or yawning over insipid diversions, then we perceive the blessings of a lettered recess. . . . While we bustle through the thronged walks of public life, it gives us a respite, at least, from care; a pleasing pause of refreshing recollection.

3) Addison, Spectator, No. 411, Schluss, bemerkt von den pleasures of the imagination, sie erlauben dem Geiste nicht, to sink into that negligence and remissness, which are apt to accompany our more sensual delights, but, like a gentle exercise to the faculties, awaken them from sloth and idleness, without putting them upon any labour or difficulty. Addison bezeichnet dieselben wiederholt als a kind of refreshment und bemerkt ihren guten Einfluss auf die Gesundheit.

### Von dem Geschmacke.

Der Einsame hat keinen, er würde sein Haus nicht bemalen, sondern nur gut und dicht bauen. »Wenn der Mensch an dem, was zum Bedürfnis gehört noch Mangel hat, so denkt er nicht an Geschmack«. Der Landmann putzt sich am Sonntage. Der Geschmack als Folge der Geselligkeit »bringt den Menschen der Sittlichkeit näher«. »Jemehr der Geschmack bei dem Menschen ausgebildet ist, desto mehr ist er empfänglich und fähig, in die gute Denkart überzugehen«. Geschmack ist eine Art von Gefälligkeit gegen Andere. Geizige haben keinen Geschmack. »Ein silberner Stockknopf sieht nicht so gut aus, wie ein porzellainer; denn da hier bloß für andere Augen gewählt wird, so sieht man, dass wenn der Knopf aus Silber besteht, der Andere dabei Privatabsicht haben kann«. Dinge sind geschmackvoll, wenn sie dem Besitzer gar keinen Nutzen bringen <sup>1)</sup>.

Was in der Empfindung vergnügt, ist oft weit angenehmer, als das geschmackvolle; »aber was dem Gegenstande des Geschmacks im Grade abgeht, ersetzt derselbe durch Allgemeinheit<sup>2)</sup>. Da der Geschmack gesellig ist, findet man ihn bei den Franzosen«. »Man kann freilich über den Geschmack nicht so bündig sprechen, als über einen philosophischen Satz, weil die Sache nicht unter Begriffe zu bringen ist«.

Der Geschmack betrifft gewisse allgemeine Gesetze unseres sinnlichen Wohlgefallens, insofern dies Wohlgefallen unter einem allgemeinen Gesetze steht. . . . Die Annehmlichkeit im Geschmack hat nichts, was übersättigt, indem diese Vergnügungen zwar klein sind, aber sich vermehren, die Geselligkeit befördern, ohne Überdruß unterhalten werden; das, was im Grade abgeht, ersetzen wir durch die Vermehrung. Das Talent des Geschmacks ist also nicht gering zu schätzen; es zeigt an sich selbst einen verfeinerten Menschen und bildet das menschliche Herz zu moralischen Eigenschaften«. Geschlechtsneigung, die bloß auf den Genuss geht, ist brutal. Die Kunst des Geschmacks leitet sie vom Thierischen ab. »Wenn der Dichter durch sein Gedicht die Sinne wollüstig

---

1) Das ist wohl die schärfste Form, in der bei Kant der Satz vom uninteressierten Wohlgefallen erscheint.

2) In der »Urteilkraft« wird diese Allgemeinheit gradezu als Grund der ästhetischen Lust bezeichnet.

zu machen sucht, so thut er dem Geschmacks Abbruch«. Gegenstand des Appetits und des Geschmacks muss unterschieden werden. »Winckelmann sagt, die wahre Idee der Schönheit sei bei den Griechen«<sup>1)</sup>. Unsere Begriffe von derselben sind partiell und mehr Urteile vom Reize. Reiz und was die Affekten erregt muss von der Schönheit unterschieden werden.

Mode hat einen Einfluss auf den Geschmack, doch nur natürliche Moden sind geschmackvoll. »Wir schätzen alle Erzeugnisse der Kunst nach der Natur. Es ist etwas dem Geschmack gemäss, was der Natur gemäss ist. Geschmackvoll sieht etwas aus, was ohne viel Aufwand durch eine vernünftige Wahl so eingerichtet ist. Wo die grossen Summen, welche etwas gekostet hat, in die Augen fallen, da zeigt sich kein Geschmack, aber desto mehr verrät sich der Geschmack, je weniger der Gegenstand gekostet zu haben scheint, und doch gefällt.

Die folgenden Ausführungen scheinen uns von ganz besonderem Interesse. Sie weisen auf die Zeit vor der Conception der »Kritik der Urteilskraft«, wo das ästhetische a priori und die Beziehung der Ästhetik zur Teleologie zwar noch nicht gefunden, aber bereits gesucht oder in Erwägung gezogen wurde. »Es fragt sich, liegt in der Natur etwas, wobei man ohne die Beistimmung Anderer sagen könnte, dass dieses Anderer Beifall haben müsse?<sup>2)</sup>. Allerdings liegt etwas in der Natur der Sache, woraus wir a priori urteilen können, dass etwas für den öffentlichen Sinn, d. i. nicht nur angenehm, sondern auch schön sei. Dies sieht man deutlich beim Ebenmasse. Die Angemessenheit und Ordnung in einem Hause . . . muss jedem gefallen. Allein die Notwendigkeit, dass die Menschen darin übereinkommen müssen, können wir aus der Vernunft nicht darthun, sondern müssen die Erfahrung befragen. Daher haben alle Geschmacksachen das Besondere, dass sie vieler Untersuchungen bedürfen,

---

1) Das ist auch Kants Standpunkt geblieben. Daher auch z. T. sein Einfluss auf unsere Klassiker.

2) Das ist die Kernfrage der »Kritik der Urteilskraft«: Gibt es Geschmacksurteile a priori? Doch ist, wie das unmittelbar Folgende zeigt, das a priori der »Urteilskraft« auch hier noch nicht gefunden, sondern die allen Menschen gemeinsamen Gesetze der Sinnlichkeit sind die Basis des ästhetischen Urteils, dessen Notwendigkeit Kant auch nur als eine empirische gelten lässt.

aber nur im Anfange, bis der Geschmack ausgebildet ist; hat aber etwas Beifall gefunden, so kann man dies für eine Geschmacksregel halten«.

»Hängt das Schöne immer mit dem Zweckmässigen zusammen? 1). Die Sinne urteilen gar nicht über die Dinge, und was den Sinnen gefällt, gefällt oft der Vernunft nicht. Soviel ist gewiss, das Schöne muss eine Beziehung aufs Gute haben, z. B. die gute Bildung eines Menschen beruht darauf, dass das Verhältnis der Teile so beschaffen sei, dass sie nützlich oder doch wenigstens der Nutzbarkeit nicht entgegengesetzt seien. Man hält einen Menschen für schön, wenn Leichtigkeit in der Bewegung seines Körpers herrscht, weil diese zur Brauchbarkeit tüchtig macht 2), so dass die Nützlichkeit hier bei der Schönheit hervorleuchtet, nur mit dem Unterschiede, dass die Sinne hier auf das Zweckmässige sehen 3). Ohne die mindeste Beziehung auf Nutzen können wir keine Schönheit finden, wenigstens darf

1) Diese Frage hat schliesslich in der »Urteilkraft« zu der eigentümlichen Verbindung von Asthetik und Teleologie geführt. Es ist offenbar, dass Kant jedoch hier noch nicht an den Begriff der Zweckmässigkeit ohne Zweck dachte, der sich später wohl im Anschluss an den früh auftretenden Begriff des Spiels entwickelte.

2) Vgl. auch an anderer Stelle die merkwürdige Äusserung: »Die Erfahrung zeigt, dass eine Regelmässigkeit in den Gliedern eines mittelmässigen Menschen die Tauglichkeit zu allen Geschäften bezeichnet, und dies stimmt auch mit unsern Begriffen überein. Bei den Genies findet man gemeinlich ein Missverhältnis der Glieder. . . . Das regelmässige Gesicht hat (= sagt) gemeinlich nichts«. Die ganze obige Stelle erinnert an Shaftesbury, *Miscellaneous Refl.* Ch. 7. Thus beauty and truth are plainly joined with the notion of utility and convenience, even in the apprehension of every ingenious artist, the architect, the statuary, or the painter. 'Tis the same in the physician's way. Natural health is the just proportion, truth and regular course of things, in a constitution. 'Tis the inward beauty of the body.

Bei Hutcheson handelt der Abschn. V seiner *Enquiry* ausführlich: Concerning our Reasonings about Design and Wisdom in the Cause, from the Beauty or Regularity of Effects.

3) Diese Zweckmässigkeit, die an die Sinne, nicht an den Verstand appelliert, ist als Vorstufe anzusehen für den Gedanken der »Urteilkraft« von der Zweckmässigkeit ohne Begriffe, d. h.

sie ihm nicht widerstreiten. Eine Säule sieht schön aus, wenn sie gleichmässig und oben mit sich ringelnden corinthischen Acanthen<sup>1)</sup> ausgeschmückt ist. Alles muss auf den Nutzen abgezweckt sein, sonst würde es nicht gefallen<sup>2)</sup>. Grosse Ohren sind nicht nützlicher als kleine in den Knorpeln zusammengezogene. »Hier ist also das Schöne der Nützlichkeit nicht entgegengesetzt«.

»Wir finden aber auch, dass die Natur das Nützliche weniger schön eingerichtet hat, z. B. unsere Getreidearten sehen sehr einfältig aus, gegen die Gewächse, die unsere Felder von selbst hervorbringen. Das Unkraut blüht gemeinlich am schönsten. Der Esel ist eines der nützlichsten Thiere, und auch bei den Alten nicht als Gegenstand des Spottes angesehen; indessen ist er ein unansehnliches Thier, obgleich in vielen Ländern nutzbarer als das Pferd. Nützlicher kann nicht leicht etwas sein, als das Rindergeschlecht; . . . aber man kann an ihm keine Schönheit entdecken. Ein Stück Rindfleisch finden wir zwar schön, aber das ist die Empfindung im Vorschmacke am Genusse desselben. — Natur, wenn sie wie Kunst aussieht, ist dem Geschmacke gemäss. Wenn wir die Blumen mit den Abwechselungen ihrer Farben ansehen, so sehen sie wie gemalt aus. — Wenn die Kunst, ob man sie gleich als Kunst erkannt, doch wie Natur aussieht, so gefällt sie doch sehr (= noch mehr)<sup>3)</sup>. Daher auch die englischen Gärten gefallen, weil die Kunst darin so weit getrieben ist, dass sie wie Natur aussieht. So ist auch die Beredsamkeit die beste, die wie natürlicher Ausdruck aussieht; was daher für die Augen aller Welt schön sein würde, das würde das sein, was der Natur ähnlich wäre. Man sieht also doch, dass hier eine Vereinigung von Natur und Geschmack stattfindet, zwischen dem Guten, was die Natur hervorzubringen sucht und zwischen dem Schönen«.

---

ohne bewussten Zweck. Doch sind Kants Anschauungen über die ganze Frage, wie obige Stelle zeigt, noch ganz schwankend und unbestimmt.

1) Was die Acanthen, die Kant wohl auch aus Winckelmann kannte, mit der Nutzbarkeit zu thun haben, sieht man allerdings nicht ein.

2) Vgl. dagegen den Text zu Anm. 1, p. 279.

3) Vgl. bei »Nicolai« oben p. 136.

»Die schönen Künste bessern den Menschen zwar nicht, aber sie verfeinern ihn doch, und machen es ihm leicht, sittlich gut zu werden. Man kommt den menschlichen Gesetzen einen Schritt näher, wenn man Geschmack am Schönen findet, und bereitet sich vor, Geschmack am Guten zu finden. So ist die allmälige Ausbildung der Menschen, wenn sie bis zur Civilisierung hinaufsteigt, und die Ausbreitung des Geschmackes, eine Vorbereitung zur Besserung der Menschen«.

»Das Schöne steht mit dem Guten in einer natürlichen Verbindung, ohngeachtet es nicht einerlei ist«.

Der Geschmack befördert idealische Vergnügungen und macht uns Vergnügungen fähig, die wir durch den Genuss der Sinne nicht haben könnten. Es giebt idealische Vergnügungen in der Malerei, Musik und in den Wissenschaften. Wir werden derselben fähig, wenn wir den Geschmack ausbilden. »Der Mensch ist von den thierischen Bedürfnissen der Sinne frei, je mehr er an deren Stelle etwas anderes setzen kann. Das Vergnügen, das wir an einem Gedichte haben, verdrängt je mehr und mehr in uns den nachteiligen Hang, den wir an Befriedigung sinnlicher Begierden finden«.

»Das Gute ist mit dem Schönen so verbunden, dass es selbst der Schein des guten Geschmacks ist«. So ist die Höflichkeit, »die Vollkommenheit dem Anscheine nach«.

**Fragment eines Collegii des Herrn Professor Kant über Anthropologie (1788?)**

Dieses Fragment aus äusseren Indizien zu datieren, war uns unmöglich. Aus inneren Gründen sind wir geneigt, es um das Jahr 1788 anzusetzen. Dagegen spricht allerdings der häufige Gebrauch der Wendung: »der Autor sagt«, welche auf eine frühere Zeit hinzuweisen scheint, wo Kant sich noch nicht genügend vom Texte seines Handbuchs emanzipiert hatte. Die Erwähnung Blairs liefert ein Datum nach 1783. Auch deuten andererseits eine ganze Reihe von Stellen auf eine Entstehungszeit nach oder wenigstens unmittelbar vor der Conception der »Urteilkraft«. Nun sind uns Nachschriften der Anthropologie aus den Jahren 1789, 1790, 1791, 1792, 1793 erhalten. Mit keiner von diesen hat das Fragment genügende Ähnlichkeit, um